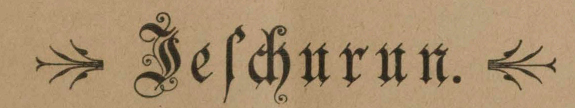
No. 36. Jahrgang IV. Berlin, 6. September 1895.

Allgemeine Israelitische Wochenschrift



Herausgeber: A. Levin, Berlin.

Bezugspreis: vierteljährl. 2 Mk.

Erscheint an jedem Freitag. Bezugspreis für das Ausland: Mk. 2,50. Zu beziehen durch die Post unsere Expeditionen und den Buchhandel

Redaktion und Verlag: Gr. Hamburgerstr. 21. Anzeigen, die Zeile 25 Pf., nehmen alle Annoncen-Expeditionen sowie unser Bureau entgegen.

Inhalt:

Von Rechtswegen.

In der Anklagesache gegen den Redakteur von Mosch wegen Gotteslästerung und Beschimpfung der jüdischen Religion hat die III. Strafkammer des Landgerichts I heute (30. August) das Urteil verkündet. Es lautete auf Freisprechung des Angeklagten nach beiden Richtungen der Anklage hin.

Eine Strafkammer des Landgerichts I hat dieser Tage in einem Urteil, dessen reifliche Erwägung durch die Verzögerung seiner Verkündigung gewährleistet ist, ausgesprochen, daß nach dem bei uns geltenden Recht Rassen geschmäht werden dürfen, ohne daß diejenigen, denen solche Schmähung gilt, dafür Sühne beanspruchen dürfen.

Diese Judikatur ist nicht ganz neu. Schon vor der Strafkammer des Landerichts I, die am 30. Aug. ihr Urteil abgegeben hat, sind ähnliche Urteile ergangen, und zum mindesten ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß das Reichsgericht die in diesen Urteilen niedergelegten Grundsätze als richtig anerkennt und somit für alle Zukunft, d. h. so lange die jetzt geltenden Gesetze Geltung behalten, rechtsverbindlich macht.

Hierüber herrscht im antisemitischen Lager begreiflicherweise eitel Freude und Entzücken. „Ein Daniel, ein zweiter Daniel!" so rufen die Gefolgsleute der Leuß, von Hammerstein und anderer Stützen der Gottesfurcht und des unverfälschten christlichen Teutschtums, und mit besonderem Eifer preisen sie die Gerechtigkeit des zweiten Daniel, der der jüdischen Rasse keinen Vorzug einräumen will vor den anderen Rassen, sondern die jüdische Rasse ebenso wie alle anderen Rassen der ungestraften Schmähung preisgiebt.

Es kann uns natürlich nicht einfallen, mit dem Richter darüber zu rechten, ob er die geltenden Gesetze richtig ausgelegt und angewendet hat oder nicht. Hierüber entscheidet der Richter allein. Zwar steht uns nichts im Wege, eine andere Auffassung zu hegen und uns zu ihr zu bekennen; aber mit diesem abweichenden Bekenntnis wird nichts geändert. Wir müssen uns also mit der Thatsache abfinden, daß man Rassen ungestraft schmähen und somit die Angehörigen bestimmter Rassen kränken und beleidigen darf. Das gleiche Recht für alle ist formal gewahrt, denn die Schutzlosigkeit gegen Beleidigungen ist für alle Rassen gleichmäßig ausgesprochen. Freilich steht diese Gleichmäßigkeit, somit das gleiche Recht für alle, blos auf dem Papier; denn bei uns in Deutschland giebt es nur ganz kleine Minoritäten, die überhaupt als Rassen angesprochen werden können, und nur eine einzige kleine Minorität, die eine fest umschriebene Rasse bildet, soweit es fest umschriebene Rassen in unseren Tagen überhaupt noch geben kann und giebt. Thatsächlich kommt es nicht vor, daß etwa aus der Mitte einer der Minoritäten eine Schmähung ausgesprochen wird gegenüber der Rasse der Majorität. Diese Unterlassung schreibt sich nicht etwa aus einer höheren Sittsamkeit, aus einer größeren Selbstbeherrschung dieser Minoritäten her, sondern sie erzwingt sich ohne jedes Verdienst dieser Minoritäten ganz von selbst dadurch, daß die Mehrheit eine Rasse nicht darstellt. Es giebt keine deutsche Rasse und jedenfalls in Deutschland kaum noch Spuren der germanischen Rasse. Kelten, Wenden, Slaven, ihre Abkömmlinge und deren Mischlinge bilden den hauptsächlichen Bestandteil der Bevölkerung Deutschlands, und sie alle zusammen mit den eingesprengten Minoritäten sind gute Deutsche — aber deutscher Rasse sind sie nicht, weil es eine deutsche Rasse nicht giebt.

Mit wenigen Begriffen wird in unseren Tagen solcher Unfug getrieben, wie mit dem der Rasse. Es fehlt wahrlich bei uns nicht an allerhand Humbug auf den verschiedensten Gebieten einer angeblichen Wissenschaftlichkeit. Humbug wird beispielsweise getrieben mit dem Hypnotismus, und für gewöhnlich sind es die ärgsten Charlatane unter den Aerzten, die marktschreierisch tastende Versuche als sichere wissenschaftliche Errungenschaften ausgeben und darüber mit großen Worten von einem Publikum zu sprechen lieben, an dessen Verständnis sie appellieren, während sie nichts mehr zu scheuen haben als das Verständnis. Humbug wird mit dem Begriff der Rasse von den flachsten Köpfen getrieben und von Betrügern, die recht genau wissen, daß auf der von ihnen gewählten unsicheren Grundlage aus der Mitte des Laientums heraus eine Widerlegung ihnen nicht zuteil werden kann. Leute, die ihren Großvater nicht kennen, pochen auf ihre Rasse, und da es in Deutschland mit der deutschen oder mit der germanischen Rasse nicht gut geht, so ist für sie eigens die arische Rasse erfunden worden, ein Abracadabra, unverständlich für die, die das Wort gebrauchen, wie für die, die es hören.

Daß man bei uns Rassen ungestraft schmähen darf, ist erst in neuerer Zeit festgestellt worden. Vielleicht sind die

Richter, die dies aus unseren Gesetzen herausgelesen haben, selbst darüber erstaunt gewesen. Praktisch ist die Schmähung einer Rasse bisher immer nur den Juden gegenüber geworden. Die Herren Antisemiten, die aus ihrem Herzen nicht gern eine Mördergrube machen, aber auch eine gewisse Abneigung haben, ihre Reden und Handlungen zu verantworten, haben mit Hilfe richterlicher Gesetzesauslegungskunst herausgefunden, daß sie dieser Verantwortung, soweit sie lästernd und verleumdend gegen die Juden sich wenden, sich entziehen, sobald sie nur behaupten, daß sie mit ihren Lästerungen und Verleumdungen nicht etwa an die jüdische Religion denken, sondern an die jüdische Rasse. Auf diesem Boden können sie einander alle die Hand reichen, die verschiedenen Abarten des Antisemitismus: die Radau-Antisemiten, die zuweilen Glacé-Handschuhe anziehen; die religionslos Radikalen wie die mit dem frommen Augenaufschlag. Der Ausweg ist in der That verführerisch bequem. Konnte doch die Kreuz-Zeitung, die durch den Rücktritt des Herrn von Hammerstein ihren Charakter nicht im geringsten geändert hat, sondern heute auf ganz der nämlichen moralischen Höhe steht wie in den Tagen der Musterzeugen Ohm und Goedsche, erst jüngst in einer Polemik gegen diese Wochenschrift die Versicherung abgeben, daß sie gegen die jüdische Religion absolut nichts habe, d. h. sie nicht bekämpfe noch irgend herabsetze, daß sie einzig gegen die jüdische Rasse ihre Angriffe wende. Das thut die Kreuz-Zeitung, das Hauptorgan der konservativen Partei, deren Begründer und Prophet Schlesinger-Stahl gewesen, der durch die Taufe seine Rasse nicht verloren hat, und die in dem Bischof Neander sicherlich eine Leuchte der protestantischen Kirche verehrt, obwohl dieser Bischof Neander Jude gewesen und durch seinen Uebertritt seine Rasse nicht geändert hat.

In dem Prozeß, dessen landgerichtliches Urteil vorgestern gefällt worden ist, handelte es sich um einen Artikel, in welchem ein Jünger der Leuß, v. Hammerstein, Ahlwardt, Stöcker und Genossen, — ein Herr von Mosch, — die Frage aufgeworfen hatte, ob der Tod des Zaren Alexander III. ein „talmudisches Verbrechen" gewesen. Die beiden behandelnden Aerzte des Zaren Alexander III. seien jüdischen Ursprungs, aber getauft gewesen. Da Herr von Mosch dies selbst betont, — sagt das Landgerichts-Erkenntnis, — habe er zwar einen gewissen logischen Fehler begangen, denn die der jüdischen Religionsgemeinschaft entfremdeten Aerzte könnten nicht wohl eines talmudischen Verbrechens bezichtigt werden. Aber aus diesem logischen Fehler gehe gerade hervor, daß Herr v. Mosch nicht an die Religionsgemeinschaft gedacht hätte, als er seine Verleumdungen und Schmähungen aussprach.

„Ein Daniel, ein zweiter Daniel!"

Ein Laie wäre vielleicht auf den Gedanken gekommen, daß der vermeintliche logische Schnitzer des Schmähenden Absicht deutlich mache, die Absicht nämlich, die jüdische Religionsgemeinschaft zu verleumden und zu schmähen unter dem Vorgeben, daß er nur die jüdische Rassengemeinschaft angreife. Ein Laie würde vielleicht auf die Vermutung gekommen sein, daß die bloße Bezeichnung „talmudisches Verbrechen" auf eine beabsichtigte Schmähung der Religionsgemeinschaft hindeute, denn füglich ist der Talmud nicht einmal von seinen besten Kennern: den Herren von Langen und von Wackerbarth und wie die Edlen alle heißen mögen, als ein Rassenbuch aufgefaßt worden.

Doch es ist vergeblich, mit dem Laienverstande in die Windungen juristischer Logik eindringen zu wollen. Es genügt, daß bis auf weiteres festgestellt ist, man dürfe ungestraft bei uns die Juden verleumden und schmähen, wofern man nur die Vorsicht gebraucht, zu versichern, daß man die Juden als Rasse meine; und dies ist festgestellt

Von Rechts wegen!

B. C.

Lehrerelend.

Unter dieser Ueberschrift enthält die Nr. 34 d. Bl. ein Eingesandt aus Westfalen, dessen Inhalt jeden wohl- und edeldenkenden Menschen schmerzlich berühren muß. Männer, die im Dienste der Schule ihre Kraft geopfert, die bei einem spärlich zugemessenen Gehalt nicht für ihre Zukunft sorgen konnten, werden, wie uns berichtet wird, nach langjähriger Wirksamkeit entlassen ohne ein Ruhegehalt, das sie gleich anderen Beamten im Alter vor Entbehrung und Not schützt. An der Richtigkeit des Mitgeteilten zweifeln wir keinen Augenblick; sind uns doch in letzterer Zeit die vielen Aufrufe in jüdischen Zeitschriften um Unterstützung für dienstunfähige Lehrer nicht entgangen. Es haben uns insbesondere diese veranlaßt, Umschau zu halten und uns des Näheren über die Lage der Lehrer zu unterrichten. Ja, wenn irgend ein Stand Grund zur Unzufriedenheit hat, so ist es der jüdische Lehrerstand, nicht nur wegen seiner unzureichenden Besoldung, sondern hauptsächlich wegen der Unsicherheit seiner Stellung. Wir haben in Erfahrung gebracht, daß Lehrer mit Familie ein Einkommen von 600—750 Mk. pro Anno hatten, und als diese ihr Einkommen durch Nebenerwerb zu verbessern suchten, als sie bei vorgeschrittenem Alter daran dachten, sich für den Fall eintretender Dienstunfähigkeit anderweitig zu sichern, da wurde den nichts Böses Ahnenden gekündigt. Das Damoklesschwert der Kündigung schwebt ja dem auf Kontrakt angestellten jüdischen Privatlehrer stets über dem Kopfe.

Das kann und darf nicht so bleiben.

Wir versündigen uns an unseren Lehrern, denen wir so viel verdanken. Wenn von den preußischen Schulmeistern gesagt wird, daß sie es gewesen, die 1870 den Feind geschlagen, so gilt den jüdischen Lehrern insbesondere die Anerkennung, daß durch sie Bildung und Aufklärung in die Gemeinden gekommen ist.

Wie sah es vor 60 Jahren in den Gemeinden aus? Fragwürdige Gestalten wurden als Lehrer der Jugend angestellt, wenn sie nur das Schächtmesser zu handhaben und den Lecho Dodi zu trillern verstanden. Das Cheder, — Schulen kannte man nicht, — war der Versammlungsort der Kinder, wo ihnen das „Oren" (hebr. Lesen, Beten) und das Chumesch (Pentateuch) eingebläut wurde; die Synagoge — nun darüber wollen wir schweigen. Die vielfachen Exzesse, die da vorkamen, sind noch in Erinnerung.

Der edle Professor Dr. Haindorf zu Münster hat durch Gründung des „Vereins für Westfalen und Rheinland zur Bildung von Elementarlehrern pp." sich unsterbliche Verdienste erworben, indem er seminaristisch gebildete Lehrer in die Gemeinden schickte, die das Cheder in Schulen umwandelten und die Jugend nicht nur in den Religions-, sondern auch in den deutschen Elementarfächern unterrichteten.

Mit Begeisterung widmeten die jungen Lehrer sich ihrem

Berufe; sie überwanden die größten Schwierigkeiten, welche ihnen von den damaligen Finsterlingen bereitet wurden.

Auch dem Gottesdienste widmeten sie ihre Thätigkeit; Ordnung trat an die Stelle der Unordnung, und heute haben wir in Rheinland und Westfalen wohl nur noch wenige Gemeinden, in denen nicht ein erbauender, geregelter Gottesdienst mit Chorgesang und deutschen Vorträgen abgehalten wird. In den meisten Gemeinden bestehen Elementarschulen, und wo das Bedürfnis zu solchen nicht vorhanden, Religionsschulen, die von seminaristisch gebildeten Lehrern geleitet werden. Während vor fünfzig Jahren die nach dem Barmizwah aus dem Cheder entlassenen Knaben sich ausschließlich dem Handel widmeten, treten jetzt die mit guter Elementarbildung ausgestatteten Knaben, und auch nicht selten die Mädchen, in höhere Schulen ein, sie widmen sich den verschiedensten Berufszweigen, indem sie als Lehrlinge in Geschäfte oder Handwerksstätten eintreten. Die deutsche Sprache ist Umgangssprache geworden, unsere wohlunterrichtete Jugend ist in allen Vereinen gern gesehen, sie nimmt teil an allen Bestrebungen.

Die augenblickliche antisemitische Strömung möchte dem einen Damm entgegensetzen; aber es wird ihr trotz aller Verleumdungen und aller Hetzereien nicht gelingen. Die jüdische Bildung tritt ihr entgegen, und wiederum sind es unsere wackeren Lehrer, die es verstehen, dem antisemitischen Agitator und Hetzer in Versammlungen zu begegnen. So in verschiedenster Weise haben unsere Lehrer und Kultusbeamten seit mehr denn 50 Jahren segensreich in ihren Gemeinden gewirkt, und diesen Männern, die in ihrem Wirken alt und dienstunfähig geworden, sollten wir uns nicht dankbar erweisen?! Wir sollten sie in ihrem Alter verkommen und der öffentlichen Wohlthätigkeit anheimfallen lassen! Wir geben zu, daß, wo dies geschieht, nicht immer der gute Wille fehlt; manche kleine Gemeinde ist nicht in der Lage, den dienstunfähig gewordenen Lehrer zu pensionieren und dazu einen Neuangestellten zu besolden. Müssen doch schon übergroße Opfer gebracht werden, um das, wenn auch kleine Gehalt aufzubringen. Aber der Willkür muß ein Riegel vorgeschoben werden. Nicht darf ein Lehrer gegen seinen Willen entlassen werden, so lange er noch zu wirken imstande ist. Und wo eine Entlassung wegen Dienstunfähigkeit notwendig wird, muß eine Pensionierung erfolgen, sei es durch die Gemeinde, oder, wo diese dazu nicht imstande, durch einen Fond, der von der Gesamtheit aufgebracht werden muß. Dem gemachten Vorschlage „Schließet die Seminarien ꝛc." können wir nicht zustimmen, so gut er auch gemeint sein mag. Es hieße, das Kind mit dem Bade ausschütten. Erhalten wir unsere Seminarien, sorgen wir dafür, daß tüchtige Lehrer ausgebildet werden; erachten wir es aber auch als Ehrenpflicht, diesen eine gesicherte Existenz, eine sorgenfreie Zukunft zu bereiten. Wie dies zu ermöglichen, darüber wäre ein Meinungsaustausch sehr erwünscht. Wir wollen unsere Ansicht schon heute aussprechen in der Hoffnung, dadurch andere zur Aeußerung zu veranlassen.

Die Oeffentlichkeitserklärung der jüdischen Schule muß zunächst überall angestrebt werden, ebenso sehr im Interesse der Gemeinden als der Lehrer, da der Staat nur den öffentlichen Schulen einen Zuschuß gewährt. Wo aber die Oeffentlichkeit nicht zu erreichen, entweder weil die Zahl der schulpflichtigen Kinder eine zu geringe, oder weil die Gemeinde zu schwach ist, um für die Dauer den Bestand der Schule nachweisen zu können, da muß ein Pensionsfond geschaffen werden. Der Anfang hierzu ist ja bereits gemacht. Die Unterstützungskasse des Rheinisch-Westfälischen Lehrervereins verfügt über einen Fond von circa 80000 Mark, wie wir dem Jahresberichte entnehmen. Leider findet dies wohlthätige Institut noch immer nicht die ihm gebührende Beachtung und Unterstützung. Die Zahl der Anspruchberechtigten beträgt nach dem Jahresberichte im laufenden Jahre 101 und der Unterstützungsteil 48 Mark. Wie wir hören, kommen verschiedene Familien mit zusammen 40 Anteilen im nächsten Jahre hinzu, so daß voraussichtlich die geringen Unterstützungen bedeutend herabgesetzt werden müssen, wenn nicht vor Jahresschluß der Kasse größere Gaben zufließen sollten. Soll die Kasse dauernd leistungsfähig sein, so müssen die Gemeinden einen festen Jahresbeitrag für dieselbe auf ihren Etat übernehmen. Betrüge dieser auch nur durchschnittlich 50 Mark, so würde das genügen. Wo eine Gemeinde ein Gehalt von 900—1000 Mark aufbringt, wird sie durch eine Mehrausgabe von jährlich 50 Mk. nicht überbürdet werden. Es sollen aber nicht nur die Gemeinden, sondern auch die Lehrer herangezogen werden. Diese müssen bei ihrem Amtsantritte verpflichtet werden, der Kasse beizutreten. Daß von den 200 Lehrern, die in Rheinland und Westfalen amtieren, kaum ein Drittel der Unterstützungskasse angehören, ist ebenso beklagenswert wie der Umstand, daß nur wenige Gemeinden feste Beiträge für dieselbe zahlen. Durch eine regere Beteiligung sowohl seitens der Lehrer als der Gemeinden müßte die Unterstützungskasse bald über einen ausreichenden Fond verfügen. Dies unsere Ansicht. —g.

Abermals: Die Konzentrierung der Wohlthätigkeit in Berlin.*)

Sehr geehrter Herr Redakteur!

Die letzte Nummer Ihres Blattes enthält abermals eine Zuschrift gegen die Zentralisation des Wohlthätigkeit. Bei der Wichtigkeit der Frage, die zudem mit keiner Parteirichtung zusammenhängt, werden Sie, hoffe ich, auch einer abweichenden Zuschrift Raum geben. (Das thun wir immer! Red.)

Die Wohlthätigkeit soll nur die Interessen der Empfänger im Auge haben. Ob sie dem Geber Freude macht, ist augenscheinlich eine Frage zweiten Ranges, und diese Freude wird sich naturgemäß danach richten müssen, durch welche Art des Gebens die größte Wohlthat erwiesen wird. — Die Hauptfrage stellt sich demgemäß dahin: Wie wird den Armen am besten geholfen? Das ist eine Frage der Quantität und der Qualität. Es muß soviel gegeben werden, daß möglichst genug gegeben wird. Und in der Art, daß damit der größte Nutzen für den Empfänger gestiftet wird.

Es steht außer Zweifel, daß nicht soviel gegeben wird, wie erforderlich ist, um allen vorhandenen Bedürfnissen zu genügen. Es ist daher wünschenswert, daß die Gaben eine möglichst gerechte Verteilung erfahren. Infolge der Thatsache, daß die große Mehrzahl der Juden in großen Städten lebt, ist das für den Geber schwer zu beurteilen. Es handelt sich in der Diskussion außerdem zunächst um Berlin, wo dieser Uebelstand in besonderem Maße vorhanden ist. Hier sind die Verhältnisse nicht so leicht zu übersehen; es ist sehr schwer festzustellen, wie weit der Empfänger einer Gabe wür-

*) Wir behalten uns eine Erwiderung vor.

dig — und weit mehr noch, wie weit er ihrer bedürftig ist. Denn die Bedürftigkeit mag dem einzelnen Geber gegenüber vorhanden sein, aber sie ist es nicht, wenigstens nicht in dem Grade, sobald der Empfänger eine größere Anzahl Gönner findet, bei denen keiner vom anderen weiß. Lassen wir zunächst die Frage unerörtert, welche Wirkung dies auf die Empfänger hat. Leider erhält der eine immer nur dasjenige, was der andere nicht erhält. Was man geben will oder geben kann, wird immer nur einen Teil der Forderungen befriedigen, die an uns herantreten. Viele muß man unbefriedigt lassen, und da ist die Gefahr recht groß, daß man den wahrhaft Bedürftigen ziehen läßt, während der gewerbsmäßige Bettler eine Gabe erhält. Dies wird sogar die Regel sein. Denn der geschäftsmäßige Bettler hat ja gerade als solcher einen viel besseren Ueberblick über die Stellen, an denen voraussichtlich eine Gabe zu erwarten ist, und er nutzt diese Kenntnis planmäßig aus. Wenn dann der verschämte Arme kommt, so ist für diesen nicht viel mehr übrig.

Daß niemand zu seinem Vergnügen bettelt, ist eine Halbwahrheit. Es hat Bettler gegeben, die mit einem hübschen Vermögen gestorben sind. Das sind allerdings Ausnahmen. Sicher ist aber, daß es viele Bettler giebt, die durchaus in der Lage wären, sich zu ernähren, und es auch thun würden, wenn der Erwerb durch Betteln nicht ebensoviel auf leichtere Weise einbrächte. Es giebt förmliche Großbetriebe im Betteln. Allerdings besonders in Galizien und Palästina. Als sechshundert Notabeln Deutschlands den bekannten Aufruf gegen den Antisemitismus erließen, erhielten sie sämtlich binnen ein paar Tagen je einen Bettelbrief von einem angeblich hundertjährigen Greis aus Borczow und einem angeblich aus Rußland vertriebenen Rabbiner aus Skala. Das setzt eine Organisation und Schreibkräfte voraus, wie sie nur Welthäuser zur Verfügung haben. Allein das Porto machte für jeden Absender in der einen Woche für diese Spezialkollekte 50 Mk. aus. In Berlin besteht zwar kein derartiger Großbetrieb, aber eine mittelbare Organisation durch Nachweisebureaus. Diese machen gegen Bezahlung Personen namhaft, bei denen Gesuche Aussicht auf Erfolg haben. Schreiber dieses hat von dem Wirken dieser Organisation sich aus eigener Erfahrung überzeugen können. — Er hatte mit der Gemeinde ein Abkommen getroffen, wonach er dieser gegen Zahlung eines Jahresbeitrags bei ihm eingehende Gesuche zur Erledigung überweisen durfte. Er hat seither oft noch einem Bedürftigen helfen können, aber die gewerbsmäßigen Schnorrer blieben fern. Als aber von neuem einer dieser Erwerbsleute mit Erfolg sein Glück versucht hatte, war binnen einer Woche wieder ein halbes Dutzend solcher Petenten zur Stelle. Das ist ein zwingender Beweis dafür, daß planmäßig gearbeitet wird.

Diesem Uebel kann der einzelne nicht abhelfen. Die großen Anforderungen, die heutzutage der Beruf an jedermann stellt, die Schwierigkeit, in der großen Stadt sich über einen Petenten zu unterrichten, müssen zum planlosen Almosengeben führen. Das ist im Interesse der Empfänger im höchsten Maße zu beklagen. Die unglücklichen Folgen, die dieses System des Almosengebens zum Beispiel in Palästina gehabt hat, sind bekannt. Millionen sind dorthin gesendet worden — und die Folgen! Die dortige jüdische Bevölkerung wurde die ärmste der Welt; kein einziges lebensfähiges Institut, das dauernden Nutzen hätte bieten können, wurde mit dem reichlich gespendeten Gelde geschaffen. In ähnlicher Weise wirkt das Almosengeben auch bei uns; aus einem Menschen, der sich in augenblicklicher Notlage befand, wird allmählich ein Mensch, der sich gewöhnt, auf fremde Kosten zu leben. In trauriger Weise war das bei russischen Emigranten zu finden. Viele von ihnen haben verstanden, sich auf neuem Boden Unabhängigkeit zu schaffen. Viele haben es aber zu natürlich gefunden, auf fremde Kosten zu reisen. Vor kurzem stellte sich dem Schreiber dieses ein Mann vor, der mit seiner Familie vor zwei Jahren auf Kosten eines Komitees nach Amerika befördert worden war. Der Transport erforderte einige hundert Mark. Der Mann kam zurück, weil ihm die geistige Atmosphäre Amerikas nicht zusagte. In dasselbe Gebiet gehört es, daß Stipendien von den Empfängern so selten zurückgezahlt werden, trotzdem manche von ihnen es zu sorgenlosem Leben und zu Wohlstand bringen. Die Stipendien gelten eben für natürlich. Unzweifelhaft liegt ein großartiger Gedanke in der jüdischen Idee, daß der Arme gewissermaßen ein Recht auf Unterstützung hat. Zur segensreichen Ausführung setzte sie aber die Planmäßigkeit im jüdischen Staate voraus. Später bot das enge Zusammenleben in dem kleinen jüdischen Kreise eine gewisse Kontrole.

Es ist klar, daß eine zentralisierte Wohlthätigkeit den Gefahren des Mißbrauchs viel weniger ausgesetzt ist. Mit einem Arbeitsnachweis verbunden, kann sie durch Verschaffen von Arbeit helfen, durch Werkstätten und Arbeiterkolonien kann erzielt werden, daß die Gabe nicht ein Geschenk, sondern ein Lohn der Arbeit ist. Wenn es zwei Länder giebt, von denen wir gerade das Geben lernen können, das freudige Geben mit vollen Händen, so sind diese Länder England und Amerika. Und gerade in den Ländern der Philanthropie ist die Zentralisation am weitesten gediehen. Sie ermöglicht es eben, qualitativ wie quantitativ mehr zu leisten.

Und damit ist die Frage auch vom Standpunkte des Gebers gelöst. — Für diesen kommt noch folgendes in Betracht: Der einzelne Geber wird auch bei der Zentralisation in der Lage sein, Maßer zu geben. Abgesehen von seinem Beitrage an Institute und die Zentralstelle bleiben für näher stehende Personen, deren Verhältnisse man kennt, für Mündel, arme Verwandte rc. noch genug Liebeswerke zu thun. Und augenscheinlich kann hier um so ergiebiger geholfen werden, je weniger man auf der anderen Seite von gewerbsmäßigen Bettlern in Kontribution gesetzt wird. Die Zentralstelle wird aber erweiterte Gelegenheit zu Liebeswerken geben. Sie ist nicht etwa so zu denken, daß ein Sekretär bureaukratisch und mit bedrucktem Schema eingehende Gesuche erledigt, vielmehr mit einem großen Stab freiwilliger Hilfskräfte in Kommissionen. Aehnlich — hoffentlich noch in erweitertem Maßstabe — wie im Londoner Board of Guardians, mit einem Sammelkomitee, einem Ausschuß für Werkstätten, Wohnungsausschuß, Besuchsausschuß rc. Der Besuchsausschuß z. B. wird gerade die Möglichkeit geben, die verschämten Armen herauszufinden, während andere sich schon selber melden. Wird derjenige, der schon selbst gern giebt, also nachher ebenso wie jetzt die Freude haben, geben zu können, mit dem Bewußtsein, daß er nützlicher giebt, als er es ohne Organisation könnte, so liegt in einer solchen vielmehr die Möglichkeit, unwillige Geber heranzuziehen. Wenn man die Zuschrift in Ihrer Zeitung liest, sollte man beinahe glauben, daß der Ruf nach Zentralisation von denen ausgehe, die ungern geben. Das Gegenteil ist der Fall! Die Engherzigen, die auf das Urteil ihrer Nebenmenschen etwas geben, können sich ja keinen besseren Zustand wünschen, als die jetzigen

planlosen Verhältnisse. Da kann ihnen ja niemand auf die Finger sehen, wie wenig sie thun, und sie können trotzdem sich in den Ruf der Wohlthätigkeit bringen. Natürlich dürfte dem Zentralinstitut niemand auf Grund eines kleinen Jahresbeitrags angehören, es müßte für diesen ein Mindestmaß des Einkommens fixiert sein, ohne nach oben Grenzen zu setzen.

Voraussichtlich wird ja das Institut nicht gleich den idealen Charakter haben, den es haben könnte. Schließlich sind alle Einrichtungen Fehlern unterworfen, aber ich sehe gegen die jetzigen Zustände doch überwiegend Vorteile voraus. Die jetzigen Zustände sind eben unhaltbar. Daß es eine Mizwah ist, „einem Ch . . . r ein Haar auszureißen", sehen leider weder die verschämten Armen — noch die anderen ein. Sie stürzen sich auf die wenigen dieser Geber, und so stehen diese Anforderungen gegenüber, denen weder ihre Kasse noch ihre Arbeitskraft gewachsen ist. Sie sind in der traurigen Lage, so manchen von ihrer Thür weisen zu müssen, ohne das Bewußtsein zu haben, daß die Opfer, die sie bringen, dem Empfänger zum Heil sind.

Auch wenn die Zentralstelle nichts thäte, als Information zu erteilen und so dem einzelnen die Mühe der Erkundigung abzunehmen, würde sie ein nützliches Werk thun.

Ein Freund der Armen.

Eine Gegenströmung.

St. New York, 12. August.

Wie verlautet, wird dem Reform-Ansturm, welcher die ganze Basis des Judentums zu vernichten droht, alle Autorität nicht nur dem Talmud und dem Rabbinismus, sondern auch der Bibel und dem Mosaischen Koder abspricht, durch eine Vereinigung von hervorragenden Rabbinern, welche mit Besorgnis den immer mehr um sich greifenden Nihilismus an Kraft gewinnen sehen, entgegentreten.

Als vor drei Jahren der jetzige Richter Meyer Sulzberger von Philadelpia bei der Versammlung der Union jüdischer Gemeinden ein Alarm-Signal blies gegen den pietätslosen Bildersturm der jungen Reform-Rabbiner, welche ihre Erziehung im Seminar in Cincinnati erhielten, da protestierte der Schöpfer und Oberleiter dieses Instituts gegen die Anmaßung eines Laien, welcher sich erkühnte, das gelahrte Zunftwesen amerikanischen Rabbinertums, wie es durch die Cincinnati'er Schule vertreten ist, anzugreifen und das leichtsinnige Vorgehen der jungen Heißsporne zu geißeln. Die Rede des gelehrten Laien wurde auf den Inder gesetzt und ihre Veröffentlichung in den Verhandlungsberichten verweigert. Als im vorigen Jahre ein anderer Laie, ebenfalls ein geistreicher Rechtsanwalt, Leo N. Levi, in einer klassischen Rede den versammelten Geistlichen einige sehr harte Nüsse zu knacken gab und sogar insinuierte, daß sie die Frage: „Was ist Judentum?" nicht zufriedenstellend zu beantworten vermögen, da brach ebenfalls ein Sturm los, inszeniert von dem greisen Führer der Reform, und alle stimmten in den Chorus mit ein:

„Ueber diese Antwort des Kandidaten Jobses
Geschah allgemeines Schütteln des Kopfes,
Der Inspektor sprach zuerst: hem! hem!
Darauf die andern secundum ordinem."

Aber im Publikum machte der mutige Angriff auf das vordringende Heer der Sturm-Kolonne amerikanischer Reform-Rabbiner einen gewaltigen Eindruck, doch zu einem thatkräftigen Sichaufraffen kam es bis jetzt nicht. Als nun aber in der jüngsten Rabbiner-Konferenz zu Rochester die Ehrenstelle dem mutigsten und radikalsten der Radikalen angewiesen wurde und der junge Heeresbann des leitenden Generals Isaak M. Wise den radikalen Ausführungen des gelehrten und beredten Emil G. Hirsch, Rabbiner und Professor zu Chicago, dem Manne, der den jüdischen allwöchentlichen Feiertag auf den Sonntag verlegt hat, der die Verlesung des Pentateuchs aus der altehrwürdigen Pergamentrolle abgeschafft hat und blos dem nüchternen Verstande, dem puren Rationalismus das letzte Wort einräumt als allein giltige Autorität, laut zujubelte, da wurde auch nicht das leiseste Protestflüstern gehört.

Die Schüler des Dr. Wise natülich schüttelten zustimmend die Köpfe und die wenigen älteren Herren ließen auch nicht das leiseste Knurren vernehmen. Nun fing es aber doch in den Kreisen der Konservativen etwas zu gruseln an. Wenn der Anspruch des Dr. Wise, daß seine Konferenz in der That das amerikanische Judentum vertritt und das amerikanische Rabbinertum und dessen Aussprüche maßgebend für ganz Israel seien, wahr ist, da wäre der ganzen Vergangenheit Hohn gesprochen und in ganz kurzer Zeit müßte ein solches Judentum, das blos noch den Namen trägt, aber auch sonst nichts aufzuweisen hat, das es vom ethischen Kulturverein oder dem puren Agnostizismus zu unterscheiden vermöchte, verschwinden. Und so wird denn, vorderhand ganz im stillen, der Versuch gemacht, eine amerikanische Landesrabbinertum-Vereinigung zu schaffen, welche dem zerstörungssüchtigen Treiben der Cincinnatier Schule entgegentritt und der Zentral-Konferenz der amerikanischen Rabbiner, an deren Spitze Dr. Wise steht, den Nimbus zu nehmen, mit welchem sich dieselbe zu umgeben verstand. Die Bewegung wird mit großer Spannung beobachtet.

Wie steht es um das argentinische Kolonisationswerk?

Das ist eine Frage, die jetzt viel ventiliert, aber von niemand beantwortet werden kann. Während die Zentralleitung sich in Schweigen hüllt, sind die Gegner des argentinischen Kolonisationswerkes auf dem Platze, verbreiten fortgesetzt Gerüchte über das völlige Mißlingen des groß angelegten Projektes, — Gerüchte, die weder bestätigt noch dementiert werden. Um die herrschende Unklarheit noch zu steigern, werden Berichte in die politischen Zeitungen lanciert, die einarder widersprechen. So erhielt die argentinische Zeitung „Prensa" am 1. August ein Telegramm aus St. Petersburg des Inhalts, daß die Auswanderung russischer Juden nach Angentinien vollständig suspendiert worden sei, und zwar wegen der sehr ungünstigen Nachrichten, die über den Stand der jüdischen Kolonisation in Argentinien nach Rußland gelangt seien. Die jüdischen Kolonisten sollen sich in Briefen, die sie an ihre Verwandten und Bekannten nach Rußland schicken, beklagen, daß sie unter der schlechten Verwaltung der Kolonieen sehr litten, daß man ihnen die Mittel nicht gebe, sich eine unabhängige Lebensstellung zu verschaffen, indem man sie für unbestimmte Dauer unter Vormundschaft halte, überhaupt sehr schlecht behandle 2c. Infolge dessen, — so meldete das Kabel weiter —, soll sich die russische Regierung entschlossen haben, den Strom der jüdischen Auswanderung nach dem nordamerikanischen Westen zu lenken. In Parenthese sei bemerkt, daß unseres Wissens

die russische Regierung sich nicht darum kümmert, wohin die „Jüdische Kolonisations-Gesellschaft“ des Baron Hirsch die auswandernden Juden dirigiert.

Der Leiter der „Jewish Colonisation Association“ in Buenos Aires erklärte einem Berichterstatter, daß der Transport jüdischer Einwanderer nach Argentinien thatsächlich suspendiert worden sei, aber nur provisorisch. Baron Hirsch habe beschlossen, die Kolonisation nicht eher weiterzuführen, als bis er von den bereits etablierten Kolonisten gute Resultate sieht. Dabei sieht er aber vollkommen von den im ersten Jahre der Unternehmung dort angelangten Kolonisten ab, da der größte Teil derselben sich für landwirtschaftliche Arbeiten als ungeeignet erwiesen habe. Er wolle daher zunächst das Resultat der Arbeiten der in den folgenden Jahren nach Argentinien gekommenen Kolonisten sehen, bevor er neue Emigranten schickt. Und bezüglich der in russischen Blättern laut gewordenen Klagen gegen die Kolonieverwaltung erklärt der nämliche Vertreter des Baron Hirsch, daß dieselben lediglich von den „arbeitsscheuen Elementen“ ausgehen, während die große Mehrheit der verständigen und arbeitsamen Kolonisten ihrer Dankbarkeit gegen die Unternehmung stets unverhohlenen Ausdruck giebt.

Einen objektiveren, dem Nichteingeweihten mehr einleuchtenden Standpunkt nimmt die „La Plata-Post“ in Buenos Aires ein. Sie schreibt in ihrer uns vorliegenden Ausgabe vom 1. August u. a.:

„Was die hiesigen Judenkolonieen betrifft, so sind uns vielfach dieselben Klagen zu Ohren gekommen, deren das Telegramm der „Prensa“ Erwähnung thut, wir haben jedoch so wenig als möglich davon Notiz genommen, weil wir die jüdische Kolonisation des Baron Hirsch immerhin für ein Privatunternehmen halten müssen, welches sich der Kontrolle der Presse entzieht. Nun aber, da die Angelegenheit durch die europäische Presse besprochen wird, und da die im Telegramm enthaltenen Behauptungen der Argentinischen Republik nachteilig werden können, sind wir verpflichtet, ebenfalls Stellung zur Angelegenheit zu nehmen, natürlich in ganz objektiver Weise und mit wenigen Worten:

Die Verwaltung der Kolonien des Herrn Baron Hirsch hat von Anfang an große Fehler begangen, so große Fehler, daß sich hier jedermann, welcher die Frage kennt, sehr gewundert hat, daß es dem Herrn Baron Hirsch, einem Geschäftsmanne ersten Ranges, nicht gelungen ist, fähigere Leiter für das Unternehmen zu gewinnen. Jeder mit den einschlägigen Verhältnissen Vertraute weiß es, daß mit den aufgewendeten enormen Summen zehnmal mehr hätte geleistet werden können, als geleistet wurde. Wenn heute, wie in letzter Zeit verlautet hat, die Kolonieen mehr vorwärts gekommen sind, als die erste Zeit, so ist dies erfreulich, aber es steht doch in keinem Vergleiche zu den aufgewendeten Kapitalien. Als Beweis dafür möge dienen, daß Kolonieen, in welchen kein nennenswertes Kapital aufgewendet werden konnte, weder seitens der Koloniebesitzer noch von seiten der Kolonisten, relativ bedeutend weiter gekommen sind, als die jüdischen Kolonieen und Kolonisten. Am besten wäre es, wenn Herr Baron Hirsch selbst nach hier kommen und sich persönlich informieren würde; das große Unternehmen wäre dieses Opfers wert. — Wenn die Klagen der jüdischen Kolonisten begründet sind, so sind auf keinen Fall Argentinien, dessen Boden und Klima und dessen Institutionen schuld, sondern einzig und allein die Verwaltung und höchstwahrscheinlich auch die — Kolonisten selbst. Im übrigen wissen wir auch, daß ein großer Teil der Klagen dieser Kolonisten ziemlich unbegründet ist.“

Nach diesen teils einseitigen, teils ungenauen Darstellungen ist wohl die Frage gerechtfertigt:

Wie steht es um das argentinische Kolonisationswerk?

* * *

— Der „Jewish Chronicle“ wird aus bester Quelle versichert, daß die Meldung des Warschauer „Slovo“, Baron Hirsch habe Anweisung gegeben, die drei Abteilungen jüdischer Auswanderer aus dem Weichseldistrikt nicht nach Argentinien zu schicken wegen des Mißratens der dortigen Ernte, nicht auf Wahrheit beruhe. Das „Slovo“ wußte weiter zu berichten, daß es zu Händeln zwischen den Kolonisten und der vom Baron eingesetzten Verwaltung gekommen wäre, die schließlich so arg wurden, daß die argentinische Polizei einschreiten mußte, um die Ruhe wiederherzustellen. Die Meldung habe naturgemäß einen unangenehmen Eindruck auf die Organisation der Auswanderung gemacht. Eine Abteilung Auswanderer, welche in kurzem nach Süd-Amerika abgehen wollte, habe sogar infolgedessen den Plan aufgegeben. Zum Glück seien eben die Alarmnachrichten des „Slovo“ nicht wahr. Alle in den Gouvernements Grodno und Tauris dieses Jahr zur Auswanderung nach Argentinien gewählten Juden seien schon von Rußland abgereist; es seien 1250 Seelen. Außerdem seien 54 am vorletzten Montag von Libau abgefahren; in Bälde werden noch 100 nachfolgen. In diesem Jahre werden keine weiteren Auswanderer ausgesandt werden. Das ist freilich wahr, daß die Weizenernte nicht nur auf den jüdischen Kolonieen, sondern auch in Argentinien sehr schlecht war. Dagegen habe der Mais einen guten Ertrag geliefert und in gewissem Maße die Mißernte des Weizens gut gemacht. Aufruhr habe sich in den jüdischen Kolonien nicht ereignet. Die Polizei brauchte deshalb nicht einzuschreiten.

Die Mesusa.

Aus dem Nachlaß des Oberrabb. Dr. Ad. Jellinek.

Kein religiöses Symbol des Judentums erfreut sich einer solchen Popularität und Verbreitung, wie jenes kleine zusammengerollte, von einer Kapsel umschlossene Stück Pergament, welches das israelitische Glaubensbekenntnis in hebräischer Sprache enthält, an den Thüren israelitischer Wohnungen befestigt wird und unter dem Namen „Mesusa“ bekannt ist. Besonders sind es die jüdischen Frauen ohne Unterschied des Alters und des Gesichtsausdruckes, welche mit großer Pietät dieses Symbol behandeln und anbringen. Dies geschieht nicht immer aus reiner Religiosität, sondern sehr häufig mit einem Anflug von Mystik. Man betrachtet nämlich die Mesusa als eine Art Amulett, dessen Nähe alle Mephistos scheuen und das vor allen Unholden und Unfällen behütet.

So traf ich einmal eine jüdische Mutter mit Vorbereitungen beschäftigt, um gegen Ende des Monats Mai vor dem Lärm der Großstadt sich zu flüchten und eine der zahlreichen Sommerfrischen in der Nähe Wiens zu beziehen.

„Hier sehen Sie,“ sprach sie zu mir, „eine große Anzahl ‚Mesusas‘, die ich mit aufs Land nehme. O, ich bin zwar nicht orthodox, aber sehr religiös gestimmt. Wo ich wohne, müssen an allen Thüren meiner Wohnung diese kleinen schönen ‚Mesusas‘ glänzen; ja, an den Thüren der Zimmer, wo meine kleinen Kinder schlafen, sogar zwei, rechts und links.“

„Wann verlassen Sie die Stadt?" fragte ich die besorgte Mutter.

„Nächsten Samstag," antwortete sie.

„Warum denn gerade am Sabbat," erlaubte ich mir zu fragen; „warum wollen Sie durch Aus- und Einpacken, durch Auf- und Einräumen sich den Sabbatfrieden stören?"

„Aber, mein Herr," versetzte die Dame, „wie können Sie als ein Mann der Aufklärung mir zumuten, daß ich den Sabbat in derselben Weise wie meine Großmutter feiere! Ich trage keine Haube, wie meine selige Großmutter, ich begehe den Sonntag festlich im Kreise meiner Familie. Und da ich nächsten Sonntag bereits die würzige Luft meines Gartens einatmen will, so bin ich genötigt, Samstag von meiner Stadtwohnung mich zu trennen und die kleine Reise aufs Land zu machen."

„Und warum nicht Freitag?" erlaubte ich mir weiter zu fragen.

„Freitag! um des Himmels willen, ‚Freitag', wo denken Sie hin? Wer wird Freitag etwas Neues unternehmen und eine Veränderung in seiner Lebensweise treffen! Und was sollten meine christlichen, hochgebildeten Freundinnen sagen, wenn sie hören, daß ich am Freitag aufs Land gezogen bin! Nein, Freitag ist ein ominöser Tag; da laß ich mir kein neues Kleid bringen, da nehme ich keine neue Köchin ins Haus, da gebe ich keine Gesellschaften, da lasse ich alles beim Alten. Nimmer zöge ich Freitags aufs Land. Ach, ich könnte Ihnen von manchem Unangenehmen erzählen, das ich an diesem jour fix des Unheils erfahren habe. Nur eine einzige angenehme Erinnerung meines Lebens knüpft sich an denselben, an einem Freitag nämlich sah mich mein Mann zum ersten Male und verliebte sich in mich."

„Nun denn, Madame," erkühnte ich mich zu bemerken, „der Sabbat paßt nicht mehr für die Enkelin einer frommen Großmutter; die Scheu vor dem Freitag aber harmoniert mit der allerneusten Aufklärung."

Und so fuhr unsere aufgeklärte Dame am nächsten Sabbat, eine niedliche Schachtel voll Mesusas unter dem Arm tragend, nach ihrer eleganten Landwohnung. —

Eine ausgezeichnete Opernsängerin jüdischen Bekenntnisses lebte der festen Ueberzeugung, daß sie einen Teil ihrer Triumphe auf der Bühne einer kleinen „Mesusa" in einer goldenen Kapsel, die sie um ihren Hals oder auch um ihren Arm trug, zu danken habe. Die Mesusa war ihr Talisman, der ihrer Stimme den Schmelz, ihren Bewegungen die Grazie, ihrem Spiele die Geschmeidigkeit verlieh. Da geschah es einmal, daß sie beim Umkleiden ihren kleinen, lieben Talisman vermißte. Sie erbleichte, zitterte am ganzen Körper und erklärte unter Schluchzen, daß es ihr unmöglich sei, ihr Spiel an diesem Abend fortzusetzen. „Was fehlt Ihnen denn?" fragte der bestürzte Direktor der Oper, „ich will sofort den Theaterarzt holen lassen." „Ach nein," stammelte die aufgeregte Sängerin, „da hilft kein Arzt, keine Apotheke und keine Medizin: mir fehlt mein Talisman, ohne welchen ich keinen Ton hervorbringen kann." Zum Glücke bemerkte der verzweifelnde Direktor ein kleines Ding auf dem Boden schimmern, hob es auf und zeigte es seiner Primadonna. Ein Schrei der Freude entrang sich ihrer Kehle und im jubelnden Tone rief sie aus: „Das ist meine „Mesusa", und nun werde ich, nachdem ich sie wieder tragen kann, mit verdoppelter Verve meine Rolle fortsetzen" — und noch nie soll Sophie König so kraft- und klangvoll gesungen haben, wie an diesem Abend, nachdem ihr pergamentener Schutzgeist vor jeder falschen Note und allen schwankenden Kadenzen sie behütet hatte. —

Kurz nach der Publikation des interkonfessionellen Gesetzes in Oesterreich, das den Rück- und Uebertritt zum Judentum gestattet, kam ein alter Mann zu mir mit der Bitte, ihn, nachdem er seit dem Jahre 1848 getauft war, wieder in den Kreis des Judentums zurückzunehmen. Ich knüpfte eine Unterredung mit ihm an, um zu erfahren, was ihn denn zur Taufe veranlaßt habe, und wie er während der Zeit seines Neophytentums gelebt habe. Im Laufe des Gesprächs sagte er mir mit warmer und energischer Betonung: „O, ich habe nie aufgehört, mich als Jude zu fühlen, und habe auch immer eine „Mesusa" bei mir getragen. Hier sehen Sie sie!"

„Mein Herr," erwiderte ich ihm, „das ist es eben, worin Sie gefehlt haben; das Judentum trägt man nicht versteckt in der Tasche, sondern wie einen Trauring gleichsam vor den Augen der ganzen Welt." Es giebt leider auch viele ungetaufte Juden in unserer Zeit, die ihr jüdisches Glaubensbekenntnis zusammengerollt und verborgen mit sich führen.

Auch die Goldarbeiterkunst hat sich der „Mesusa" bemächtigt. Es wird nämlich auf einem kleinen und sehr dünnen Stück Pergament das hebräische Sch'ma-Bekenntnis geschrieben und in eine kleine, zierlich gearbeitete goldene Kapsel gelegt, an deren Spitze ein kleines rundes Vergrößerungsglas, durch welches man die hebräischen Buchstaben lesen kann, angebracht ist. Diese niedlichen „Mesusas", welche als eine Miniatur-Ausgabe des Judentums betrachtet werden, werden an Uhrketten, Armbändern und Halsschnüren als Anhängsel getragen, und sind zum Leidwesen vieler Herren und Damen nicht leicht zu bekommen. So erhielt ich einmal ein Schreiben aus Holland, in dem ich gefragt wurde, ob diese auf den kleinsten Maßstab reduzierten „Mesusas" in Wien zu kaufen seien. Ich mußte die Frage verneinen, da hier kein Goldarbeiter zu finden ist, der mit diesem modernen Industriezweig sich beschäftigt. Unsere jüdischen Goldwarenfabrikanten verkaufen wohl Kelche und Kruzifixe, aber keine Mesusas. Vielleicht findet ein Leser dieser Zeilen sich angeregt, diese kleinen niedlichen Symbole eines Judentums, das nur mit Hilfe eines kleinen Mikroskops zu erkennen ist, in den Handel zu bringen und so zum Apostel des modernen Miniatur-Judentums zu werden.

Feuilleton.

Ein dringender Erlaß.

Von M. Nuél.

(Nachdruck verboten.)

Es war an einem heißen Sommernachmittage des Jahres 1834.

Moschele Dann, ein behäbiges Männlein von vierzig Jahren, saß auf der Bank vor seinem Hause; er hatte die lange Pekesche abgelegt und schaute nun, den Dampf aus der Pfeife recht behaglich in die Luft blasend, die ungepflasterte staubige Straße hinab, strich mit der fetten, grübchenreichen Hand den Bart oder die kurzen, geölten Stirnlöckchen zurecht und lächelte.

Er hatte auch Grund vergnügt zu sein. Im ganzen Flecken, welcher größtenteils von Juden bewohnt war, die

während der ganzen Woche mit dem warengefüllten Sacke auf dem Rücken von Dorf zu Dorf zogen, um farbige Tücher, schimmerde Glasperlen und allerhand Kram und Flitter gegen Hasenfelle, Eier und andere Naturprodukte einzutauschen, war er der reichste Mann, besaß — der einzige — ein steinernes Häuschen und dahinter einen allerdings ungepflegten Garten, in welchem die Obstbäume sich ganz mit grünem Moos überzogen hatten und das Gemüse, auch einige Lilien und Sonnenblumen, mit dem wuchernden Unkraut einen unerbittlichen Kampf ums Dasein führten.

Moschele Dann war eben ein Oekonom; in früheren Jahren, als er noch selbst ein ruheloses Leben führte, spöttelte man oft über die zärtliche Sorgfalt, die er seinem Weibe angedeihen ließ; seine Verwandten, besonders die weiblichen, stellten ihn zur Rede, machten ihm harte Vorwürfe darüber. Ja, diese hübsche Frau, die ehemalige Näherin, des Tempeldieners Tochter, durfte daheim der Ruhe pflegen, während alle übrigen Frauen, ihren Männern in dem mühsamen Erwerbe behilflich, handelnd und schachernd durch's Land zogen. Er lachte dazu. Dabei zwinkerte er mit den kleinen, blauen Augen, wodurch sein Gesicht einen geheimnisvollen, schlauen Ausdruck erhielt. Aber kein Mensch merkte dies Geheimnis und jeder wunderte sich, wie das kleine Männchen trotz aller Mühseligkeiten seine lustige Laune nicht verlor, ja daß gerade in Augenblicken des höchsten Unbehagens, wenn Sturm, Gewitter oder strenger Frost sie auf der offenen Landstraße überfielen, sein Gesicht förmlich vor Glück strahlte. Sie hießen ihn einen Narren, denn er störte ihren Trübsinn. Daheim aber merkten sie, daß doch etwas dahinter stecken müsse. Schon auf dem Wege nach ihrem Flecken, welchem sie müde, verdrossen und voller Sorge zueilten, überkam sie eine Scheu vor dem unscheinbaren Moschele, der ruhig, beinahe andächtig, neben ihnen herging, wenig sprach, was sonst seine Art nicht war, und nur vor sich hinlächelte. Wie sonderbar sein Benehmen auch war, sie wagten es nicht mehr, ihn zu verspotten. An der Schwelle seines damals noch ärmlichen Hauses stand er still und reinigte seinen Kaftan vom Straßenkote, dann erst betrat er seine Wohnung, wo ihm sein Weib im Sabbatkleide freundlich entgegenkam, wo sein Töchterchen auf ihn zusprang, an ihm emporkletterte und seine Taschen sorgfältig durchsuchte.

Ja, ja, er durfte wegsüber schon lustig und närrisch sein, trug er doch das Bewußtsein mit sich, daheim walte ein liebes Wesen, dem er alle Mühsale des Lebens erspare, still und bescheiden, reinige und putze das Stübchen, in welchem er sich am Sabbat so wohl, so behaglich fühlen werde und pflege sein einziges Kind. . . . Zwar seine Frau beschlich zuweilen eine Regung von Neid, wenn sie ihrer einfachen Kleidung wegen zurückgesetzt wurde von den Weibern, die allwöchentlich kostbare Dinge heimbrachten aus Krakau, um am Festtage damit zu prunken und sich gegenseitig zu ärgern, Seidenzeuge, Sammtmäntel, teures Pelzwerk, Brillantschmuck, Korallen und Perlenschnüre; aber Moschele erzählte ihr, wie dieselben stolzen Frauen am Samstag Abend ihre Herrlichkeiten wieder zusammenpacken und nach Krakau schleppen mußten, damit ihnen der Großhändler gegen dieses Pfand wieder für eine Woche Waren leihe, — wie sie, nur sie beneidet werde wegen ihrer gleichmäßigen Lebensweise, ihrer zarten Haut, ihrer weichen, weißen Hände. Das schmeichelte ihr, mehr aber noch, daß gerade ihre Wohnung an Sabbatnachmittagen, wenn draußen der Schnee unter den Füßen knirschte, von den bärtigen Männern so gerne besucht wurde, und daß diese die blankgescheuerte Bank um den warmen Ofen nicht genug loben konnten, weil es sich gar gut sitzen und schwatzen ließe von den Plackereien des Lebens, der Unverträglichkeit und der Verschwendungssucht ihrer Weiber.

Das war wohl schon an fünfzehn Jahre her. Moschele war unterdessen ein reicher Mann geworden; man schätzte ihn auf 10.000 Gulden Schein*) — hatte das Wanderleben aufgegeben und sich daheim ein so großes Warenlager angelegt, daß er für seine früheren Genossen der Großhändler werden konnte, gegen welche Thatsache sich anfangs die Weiber sträubten, weil sie den Gedanken nicht ertrugen, die ehemalige Näherin könne nunmehr alle ihre Kostbarkeiten von Sonntag früh bis zum Sabbat ungeniert besehen und betasten.

Später hatte er begonnen die Leiter der Ehren emporzuklimmen und jetzt sehen wir ihn als Oberhaupt der Judengemeinde zu Z. . . .

In dieser Würde fühlte er sich recht behaglich und genoß auch die Achtung aller Leute, bis auf Einen, dem man dieses Ehrenamt wegen seiner Herrschsucht entzogen hatte. Dieser Eine war der Lehrer Ephraim Isakowicz, ein langer, hagerer Mensch mit tiefliegenden, funkelnden Augen und magerem, scharfgeschnittenem Gesichte. Er hatte etwas Hastiges an sich in Geberde, Sprache und Gang, eine Unruhe, die ansteckend wirkte. Dieser Mann war Moscheles Todfeind: er haßte ihn, und zwar nicht deshalb, weil Moschele reicher und angesehener war, sondern weil er ihn nicht kränken, weil er ihm kein Herzeleid zufügen konnte.

Und Isakowicz war es, der jetzt auf Moschele zukam; er grüßte nicht, sah vielmehr trotzig vor sich hin, und seine Bewegung zum Weitergehen zeigte, welche Qual es ihm bereitete, stehen zu bleiben. Finster blickend sagte er:

„Dann, ich habe mit Euch zu reden, Dann.“

Moschele zeigte auf die Bank, Isakowicz sah ihn starr an, setzte sich aber nicht, sondern sprach, während sein Gesicht einen lauernden Zug annahm, hastig weiter:

„Dann, mein Sohn will Eure Tochter zum Weibe.“

„Wollt Ihr? fragte Moschele ruhig.

„Nein“, schrie Isakowicz, und seine Hände ballten sich, während seine Zähne das Bernsteinmundstück der Pfeife so heftig bissen, daß es knisternd zerbröckelte. „Nein, Dann, ich will nicht, aber ein Narr wird krank vor Herzweh nach Eurer Ruth — und das ist mein Sohn. Gebt Ihr sie ihm zum Weibe?“

„Hm“, sagte Moschele, „wenn Ihr nicht wollt, Isakowicz, so will ich auch nicht.“

„Warum wollt Ihr nicht?“ fuhr Isakowicz ihn an; „ist mein Sohn weniger wohlgestaltet als Eure Tochter? Kann er nicht Deutsch lesen wie ein Gelehrter und zierlich schreiben wie ein christlicher Gerichtsschreiber? Sagt, Moschele könnt Ihr das? Oder glaubt Ihr, daß er weniger weise ist, weil sein Vater nicht mehr den früheren Reichtum und das frühere Ansehen besitzt? O, Geld giebt noch nicht Verstand!“ schloß er bitter.

Moschele lächelte:

„Aber Verstand erhält es“, meinte er.

Isakowicz erbleichte, sein Blick flammte, Moschele hatte ihn gut zu treffen gewußt.

*) 4000 Gulden österr. Währg.

„Gut", murmelte er zwischen den Zähnen, „gut, Dann, nehmt nur jetzt auch den Sohn auf Euer Gewissen."

Damit wandte er sich zum Gehen.

„Nein, Jsakowicz, Euer Sohn wäre mir schon recht als Eidam; er ist brav und flink und meine Tochter sieht ihn gar gern. Aber Ihr haßt mich! Soll ich das Kind, mein einziges Kind, in die Hand meines Todfeindes liefern? Ihr verlangt sie für Euren Sohn; warum bittet Ihr nicht, Jsakowicz, warum bittet Ihr nicht?"

„Ich belüge meinen Feind nicht, Dann", antwortete er stolz und ging ohne Gruß davon.

Moschele blickte ihm nach, schüttelte ärgerlich den Kopf und blies den Rauch heftiger aus dem Munde.

Aus dem offenen Fenster hörte er sein Weib reden und seine Tochter leise weinen, sie standen beide über einer großen grünlackierten Truhe, aus der blendendes Linnen, ganze Stücke feiner, gebleichter Leinwand herausblickten und waren, als die Männer draußen verhandelten, im Begriffe, eines davon kunstgerecht in Stücke zu zerschneiden. Moschele erhob sich, ging zum Fenster und sah seine schlanke, braunäugige Ruth umarmt von der Mutter, die ihr gütig zusprach.

Er lächelte den Frauen zu und sprach heiter: „Er wird nachgeben, Ruth, weine nur nicht."

In diesem Augenblicke hörte er ein lautes Hallohgeschrei, das von Kinderkehlen kam, und bald sah er einen stattlichen Dragoner zu Pferde in die menschenleere Straße einlenken. Von allen Seiten liefen schmutzige Kinder mit hellen Freudenrufen herbei, selbst die alte Jachet humpelte herbei, denn die Anwesenheit des Landdragoners im Flecken war seit mehreren Jahren etwas Unerhörtes. Es konnte auf gar nichts Gutes bedeuten, weil der Mann so drohend mit dem glänzenden Säbel rasselte.

Erschreckt trat Moschele vom Fenster weg, nicht ohne dasselbe vorher geschlossen zu haben, fuhr rasch in seinen Kaftan und erwartete das Kommende. Der Dragoner ritt an ihn heran und fragte, indem er seinen martialischen Schnurrbart grimmig strich und Moschele, der das Sammtkäppchen vom Kopf genommen und es demütig zwischen seinen Fingern drehte, von Kopf bis Fuß strenge maß:

„Bist Du der Jude Moises Dann?"

„Ja, Herr, der bin ich."

„So hab' ich Dir diese Schrift vom Kreishauptmann zu übergeben; und nun, Jude, die Hitze hat mir die Zunge an den Gaumen geklebt, gieb zu trinken."

Moschele hielt das Papier in der Hand und blickte verlegen bald auf dieses, bald auf den Landdragoner, der vom Pferde gesprungen war und sein Roß an die Hausthüre band.

„Geruhe der Herr Landdragoner nur einzutreten, im kühlen Zimmer wird sich noch ein guter Tropfen finden."

„Das ist ein Wort, Jude, hol mich der Teufel."

Und damit klopfte er Moschele derb auf die Schulter, eine Liebkosung, die dieser mit einem schmerzlichen Lächeln erwiderte.

Als sie dann im kleinen Zimmer saßen und der Landdragoner, welcher sich ein Gläschen nach dem andern eingoß, redselig geworden war, entnahm Moschele vorsichtig unter der Tischdecke seinen Geldbeutel ein schweres Silberstück und schob es dem Dragoner sachte hin. Zugleich hob er das kreisamtliche Dokument mit den Fingerspitzen in die Höhe und zwinkerte mit den Augen, als wollte er recht schlau d'reinschauen.

„Weiß der Herr, was da drin'n steht?" fragte er. Der Dragoner steckte das Silberstück schmunzelnd ein.

„Nein", sagte er, „aber was Wichtiges muß es sein, denn der Herr Kreishauptmann sagte, als er mir's gab, es sei sofort zu besorgen, es sei dringend; und das war schon im März."

Moschele entfärbte sich, seine Hand zitterte.

„Und kann der Herr Landdragoner lesen?"

„Lesen?"

Er machte ein höchst wichtiges Gesicht und begann laut zu gähnen.

„Hm, ein wenig, und Du, Jude?"

„Ich lese nur Ziffern, Herr. Er öffnete vorsichtig das Schriftstück und reichte dasselbe dem Dragoner hin. Dieser hielt es zuerst seinen Augen ganz nahe, dann entfernte er es recht weit, schließlich brachte er es kopfschüttelnd wieder näher und schaute mit überaus verächtlicher Miene hinein.

„Hm, was da zu oberst steht, muß das Wichtigste sein, denn es ist ganz dick geschrieben und noch dazu zweimal unterstrichen, siehst Du."

„Und was steht dort, Herr?" fragte Moschele, der sich über den Tisch hinüber beugte und mit weitgeöffneten Augen ins Papier starrte.

„Warte nur, Jude, ich habs bald heraus. Das da, siehst Du, ist ein „Zett" (Z) und das Uebrige" — sein rotes Gesicht verschwand auf einen Augenblick hinter dem Papiere — „und das Ganze," rief er triumphierend, „heißt Zahl 2354. Du hast also 2354 Gulden zu zahlen, verstehst Du?"

Moschele sprang auf und riß dem Dragoner das Papier aus der Hand. Wirklich, dort stand das Schreckliche: 2354!

„Um Gottes Willen, welches Unglück, welches Unglück," jammerte Moschele, „und wofür das, wofür das viele schöne Geld?"

Der Dragoner schlug grimmig auf den Tisch.

„Was, Du unterstehst Dich, noch zu raisonnieren? Wofür? Das geht Dich 'nen Teufel an, zahl', ich rat' Dir gut; komm' morgen mit dem Gelde zum Kreishauptmann, er läßt Euch Alle henken, sag' ich Dir, wenn Du Dich weigerst. Seit dem März wartet er auf das Geld!"

„Aber kann ich nichts dagegen thun?", fragte Moschele weinerlich.

„Nichts, als zahlen; denn denke, er wartet seit März", sagte der Dragoner kalt und schaute ihn strenge an.

„Vielleicht könntet Ihr etwas für mich richten, Herr, beim Kreishauptmann; es soll mir auf einige Silberstücke nicht ankommen", bat Moschele zerknirscht.

„Hm, wollen sehn, Du bist ein guter Kerl, der Gefühl hat für Unsereinen. Aber jetzt muß ich zurück, damit ich noch vor Thorschluß in Krakau bin. Leb' wohl!"

Moschele begleitete ihn zur Hausthüre und bald sah er den Dragoner, von der jauchzenden Kindermenge gefolgt von dannen reiten.

Er wischte sich den Schweiß von der Stirne, setzte sich das Sammtkäppchen wieder auf und begab sich ins Zimmer, wo ihn seine Frau angstvoll fragte, was dieser seltsame Besuch zu bedeuten hätte. Seine Niedergeschlagenheit machte sie unruhig, und auch Ruth drängte sich an ihn, er aber wehrte sie von sich, ging aufgeregt im Zimmer auf und ab und erzählte bruchstückweise und stöhnend von dem kreisamtlichen Befehle.

(Schluß folgt).

Wochen-Chronik.

Berlin, den 4. September.

* **Berliner Nachrichten.** Ueber die Sedanfeier in der Neuen Synagoge wird uns geschrieben: In dem Kranze der festlichen Veranstaltungen, welche die letztverflossenen Tage der Gegenwart gedanklich mit der glorreichen Vergangenheit unseres Vaterlandes zu verbinden bestimmt waren, verdient diejenige in diesen Blättern als einzelne Blume hervorgehoben zu werden, die am Sonntag in der Neuen Synagoge ihren programmgemäßen Verlauf nahm. Lange vor Beginn der Feier füllte sich die Synagoge, deren Mittelschiff den Veteranen aus der Gemeinde eingeräumt war, mit Andächtigen, so daß kaum ein Platz freigeblieben sein dürfte. Ein stimmungsvolles Präludium leitete die Feier ein, die in Form einer Keduschah gehalten, zu einer weihevollen Heiligung des Herrn der Heerscharen sich ausgestaltete. Unterstützt wurde der Festakt durch ein Trompeterchor, dessen Gaben sich mit den Tönen der Orgel und den Stimmen der Sänger zu einem in sich abgerundeten Ganzen vereinigten. Die Festrede hielt Rabb. Dr. Maybaum. Ihr lag der Text aus dem Siegesliede 2 B. K. 15. V. 6 zu Grunde, an dessen Hand der Redner den Gedanken erläuterte, daß der Tag von Sedan auch vom religiösen Standpunkte aus ein Gottesgericht bedeute, da er der ganzen Welt wiederum vor die Seele geführt habe, daß ein sittliches Gesetz walte und ein Gott auf Erden herrsche, der den Frevler straft, sitze er noch so hoch. Der Sieg aber verpflichte uns, vor allen Dingen nicht in den Fehler des Siegers zu verfallen, sondern dem Herrn die Ehre zu geben, wie dies der entschlafene Gründer des deutschen Reiches gethan habe. Insbesondere aber bat der Prediger, zu geloben mit allen Kräften zu Kaiser und Reich zu halten, für dessen höchste Güter nach Kräften zu kämpfen, damit auch im Innern die schönsten Ziele des Reiches: Eintracht, Duldung und Frieden, zum Siege gelangen. Gebet für die verstorbenen und ein Segen für die noch lebenden ehemaligen Krieger schloß diesen Teil, dem ein Gebet für das Kaiserhaus sich anschloß. Mit dem effektvollen Lewandowski'schen Psalm 150 fand die Feier ihren Abschluß. Bemerkt sei noch, daß eine stattliche Anzahl von Inhabern beider eisernen Kreuze unter den Veteranen hervorstach, ein Umstand, der den Antisemiten vielleicht Gelegenheit giebt, in den nächsten Tagen, die Verjudung der Heerführer der 70er Jahre ins rechte Licht zu rücken, was bis jetzt unbegreiflicher Weise noch nicht geschehen ist. Wir bemerken noch, daß das stimmungsvolle Predigtlied Herrn Gustav Jacobsohn, Lehrer an der Mädchenschule der jüd. Gemeinde, zum Verfasser hat.

— Die jüdische Reformgemeinde hat eine Uebersicht des Gemeindehaushalts vom Jahre 1894 veröffentlicht, die manches Interessante enthält. Die Einnahmen beliefen sich auf 50,970 Mark, die Ausgaben auf 40,912 Mark. Die Tempelspenden-Kasse hatte Einnahmen 2479 Mark, Ausgaben an Unterstützungen an Arme 647 Mark. (phänomenal!) Die Stiftung für Witwen und Waisen von Beamten der jüdischen Reformgemeinde 2c. nebst Gedächtnisfonds, hatte Einnahmen 4040 Mark, Ausgaben nur für das Pensionen-Konto 250 Mark. — Zugleich mit dieser Uebersicht versendet der Vorstand der Reformgemeinde ein Zirkulair an die Mitglieder, in dem er sie auffordert, der Religionsschule der Gemeinde ihr besonderes Interesse zuzuwenden und ihre Kinder rechtzeitig für den zweijährigen Religionsunterricht anzumelden, da nur nach Absolvierung der vorgeschriebenen Pensen die Kinder zur Konfirmationsfeier zugelassen werden. Das Pensum in den beiden unteren (Mädchen- und Knaben-) Klassen ist folgendes: Biblische Geschichte von ihrem Beginn bis zum Salomonischen Tempelbau. Die 10 Bundesworte. Die Feste. Ausgewählte Psalmen zum Memorieren; das Pensum in den beiden oberen Klassen: Biblisch-jüdische Geschichte: von der Teilung des Reiches bis zur zweiten Tempelzerstörung. Charakterbilder aus der jüdischen Geschichte. Systematische Religionslehre. Hebräische Leseübungen (horribile dictu!) werden in den Klassen vorgenommen, — alles in zwei Jahren. Geschwindigkeit ist eben keine Hexerei.

— Eine der lebhaftesten Forderungen der Antisemiten bildet bekanntlich das Verbot des Schächtens, und in Sachsen wurde thatsächlich ein solches Verbot durchgesetzt. Jetzt wird aus militärischen Kreisen zuverlässig bekannt, daß die deutsche Militärverwaltung bei der Uebertragung von Lieferungen gewünscht hat, die Tiere mögen durch den Halsschnitt nach Art des Schächtens getötet werden. Auf Grund von sorgfältigen Versuchen und nach Einholung zahlreicher fachmännischer Gutachten ist die Militärverwaltung zur Ueberzeugung gelangt, daß die in den meisten Schlachthäusern angewendeten Methoden die Haltbarkeit des geschlachteten Viehes beeinträchtigen und deshalb namentlich für die Herstellung von Konserven nicht zweckmäßig seien. Eine der Schächtmethode ähnliche Handhabung dagegen wäre wesentlich vorteilhafter, ohne daß die Interessen der Humanität in irgend einer Weise geschädigt würden. Da nun die Haltbarkeit die Vorbedingung für eine gute Fleischversorgung der Truppen ist, so wünscht die Militärverwaltung, daß in diesem Sinne eine zweckmäßige Methode angewendet werde, die auch in den großen Konsenvenfabriken der Armee demnächst zur Anwendung kommen soll.

— Die „Deutsche Wacht" in Dresden hat die Stirn die erhebende Nachricht aus Gailingen, wo jüngst 34 im Feldzuge 1870/71 gefallenen Kriegern — 17 Katholiken und 17 Juden — ein gemeinsames Denkmal gesetzt wurde, zu bespötteln und die Wahrheit der Nachricht zu bezweifeln. Wir lassen darum die Namen der 17 jüdischen Krieger — die der katholischen dürfen in diesem Blatte fortbleiben — folgen. Sie lauten: Hermann Brandenburger, Isidor Erlanger, Jacob Guggenheim, Simon Guggenheim, Heinrich Harburger, Leopold Jung, Josef Kurz, Maximilian Kurz, Max Moos, Ludw. Rothschild, (Präsid.), Max Ullmann, sen., Gerson Wolf, Leopold Weil, Wilhelm Hasgall, Simon Josef Kurz, Elias Sax, Simon Max Kurz.

— In Freiburg in Br. hat sich eine orthodoxe Separatgemeinde gebildet. Daß orthodoxe Mitglieder besser thun, in der Gemeinde zu bleiben, um den jüdischen Geist wieder anfachen zuhelfen und zwecklosen Reformen zu wehren, — zu dieser Einsicht scheint man sich in beteiligten Kreisen noch immer nicht durchgerungen zu haben. Doch geht uns die Sache im Grunde nichts an. Wir wollten blos gegen den Jubel protestieren, der in einem orthodoxen Blatte ob dieses „Sieges" ertönt ist. Zersplitterung ist Schwächung und führt nimmer zum Siege.

— Eine von privater Seite auf Grund amtlicher Quellen vor einigen Tagen angestellte statistische Untersuchung über die Einkommenverhältnisse der jüdischen Einwohner der Stadt Köln ergab folgendes, für den Sachkenner freilich

kaum überraschende Resultat: Von 3686 selbständigen Personen der jüdischen Gemeinde Köln zahlen 1336, d. i. über ein Drittel, gar keine Einkommensteuer, haben also ein Einkommen unter 900 Mark jährlich. Ein Einkommen von ungefähr 1000 Mark haben 391 Personen, von 1000 bis 3000 Mark haben 1220 Gemeindemitglieder, bis zu 10,000 Mark Einkommen besitzen 548 Personen, 10,000 Mark und darüber haben nur 191 Personen. Das Durchschnittseinkommen der jüdischen Einwohner ist also durchaus nicht übermäßig groß und kaum höher, als das der anderen Bürger jener Stadt, und trotzdem die Fabel vom Reichtum der Juden.

* **Rabbiner Dr. Wiener** ist am vorigen Dienstag in Oppeln bestattet worden. Einige Tageszeitungen hatten berichtet, Dr. Wiener solle infolge einer letztwilligen Verfügung in Gotha verbrannt werden, dem gegenüber erließ der Sohn des verstorbenen folgende Erklärung: „Mein Vater glaubte, als die Feuerbestattung in den jüngsten Jahrzehnten zu größerer Aktualität gelangte und vielfach mit religiösen Gründen bekämpft wurde, in eingehenden Untersuchungen nachweisen zu sollen, daß in der jüdischen Religion keine Bedenken gegen die Feuerbestattung gegeben sind. An diesem Standpunkte hat mein Vater sicherlich bis zu seinem Tode festgehalten. Für seine eigene Person hegte er wohl den Wunsch, durch Feuer bestattet zu werden, überließ die Entscheidung aber seiner Familie; denn auch in dieser Frage galt meinem Vater lediglich die Sache.“ — An der Beerdigung nahmen mehrere Rabbiner teil, die Grabrede aber hielt ein jugendlicher Hörer der Lehranstalt für die Wissenschaft des Judentums in Berlin, Dr. Vogelstein. Es ist bezeichnend für die sogenannten „Reform-“ Rabbiner in Deutschland, daß keiner Zeit und — Mut hatte, dem seligen Wiener einen Nachruf am Grabe zu halten . . .

* **In Offenburg** stand dieser Tage vor der Strafkammer der antisemitische Reichstagsabgeordnete Dr. Paul Förster von Berlin unter der Anklage, zum Klassenhaß aufgereizt zu haben; er hat in einer Versammlung zu Helmlingen bei Lichtenau u. a. gesagt: „Die Juden müssen zum Lande hinausgetrieben werden, hinausgeschmissen wolle er nicht sagen, sonst könne er angeklagt werden“; bei Metz schieße man vierbeinige Wölfe, ebenso müsse man sich gegen die zweibeinige Wölfe, Bären und Löwen wehren“. Der Angeklagte war wegen zu weiter Entfernung seines Wohnsitzes vom persönlichen Erscheinen entbunden. Die Frage des Vorsitzenden, ob die Zeugen die Auffassung gehabt hätten, daß die Zuhörer unter dem Eindruck der angeführten Redensarten Förster's zu Gewaltthätigkeiten gegen die Juden in dortiger Gegend aufgereizt worden wären, wurde verneint. Infolgedessen wurde der Angeklagte freigesprochen. Der Gerichtshof betonte aber im Urteil ausdrücklich, daß Förster in der Helmlinger Rede die äußerste Grenze des Strafgesetzbuches gestreift habe.

* **Lehrerkonferenz.** Die sechzehnte Generalversammlung des israelitischen Lehrervereins für das Königreich Bayern fand am 29. August in Bamberg statt. Nachdem der Vorstand, Lehrer Goldstein aus Heidingsfeld, die Versammlung eröffnet hatte, begrüßte der Vorstand der Kultusgemeinde Bamberg, Rechtsanwalt Dr. Werner, in herzlichen Worten die Anwesenden. Dann erstattete Herr Goldstein Bericht über die Thätigkeit des Vereins und schloß mit einem Hoch auf den Prinz-Regenten. Dr. Braunschweiger von Würzburg berichtete über den Stand der Kasse, welche z. Zt. 32,335 Mark 50 Pfg. rentierendes Vermögen aufweist. Die Neuwahl ergab: die Herren Goldstein als Vorstand, Dr. M. Braunschweiger als Kassier, A. Mandelbaum, S. Fränkel von Bamberg, H. Oppenheimer von Leutershausen als Verwaltungsmitglieder. Vorträge wurden gehalten von den Herren Ehrenreich aus Hirschberg über „Gründung eines allgemeinen deutsch-israelitischen Lehrervereins“, Lehrer Hammelburger aus Haßfurt über „das Uebersetzen des Pentateuchs in unserer Schule“, Ottensoßer aus Burgpreppach über „das Verhalten des Lehrers in Bezug auf die Erfolge in der Schule“, woran sich eine Diskussion knüpfte. Die nächstjährige Versammlung findet in München statt.

* t. **Aus Oesterreich Ungarn.** In der letzten Generalversammlung des Abwehr-Vereins in Wien wurde auf Vorschlag des Präsidenten der Beschluß gefaßt, eine Rechtsschutzabteilung zu errichten, die den Zweck hat, die Vertretung aller jener in die Hand zu nehmen, welche durch antisemitische Angriffe an ihrer Ehre oder Sicherheit bedroht werden. Diesen Rechtsschutz sollen selbstverständlich nicht allein jüdische, sondern auch alle jene Mitbürger genießen, die nicht gewillt sind, sich durch den Antisemitismus terrorisieren zu lassen. Drei hervorragende Wiener Advokaten haben sich bereit erklärt, die Vertretung der Rechtsschutzabteilung zu übernehmen.

— Eine interessante Meldung kommt aus Budapest. Dem dortigen Magistrate wurde nämlich vom Empfangskomitee der Budapester Lehrerschaft ein Gesuch unterbreitet, in dem um die Votierung von 500 fl. gebeten wurde, damit die Mitglieder des Wiener Lehrerhausvereines, welche dieser Tage in der ungarischen Hauptstadt eintrafen, würdig bewirtet werden könnten. In der Magistratssitzung nun, in welcher das in Rede stehende Gesuch verhandelt wurde, erhob sich einer der Magistratsräte und prostierte energisch gegen die Bewilligung des angesuchten Betrages, und zwar mit der Begründung, daß die Wiener Lehrer die antisemitische Bewegung favorisieren und daß es demnach nicht Sache des Budapester Magistrats sein könne, zur Bewirtung pronunzierter Antisemiten beizutragen. Dem Gesuche wurde dessenungeachtet Folge gegeben.

*r. **Aus Rußland.** Ein orthodoxer russischer Publizist schreibt in einem Moskauer Blatte: „Die Judenausweisungen aus den Dörfern und Marktflecken des Taurischen Gouvernements werden mit Strenge und Unerbittlichkeit fortgesetzt. Jüdische Hausierer, welche zufällig ein Dorf passieren, werden wie Verbrecher angehalten und kommen auf den ‚Schub‘. Für einen Aufenthalt von wenigen Stunden im Dorfe, für das Recht, einen Gottesdienst abzuhalten, muß der Jude den Behörden zahlen. Ein junges Judenmädchen kam unlängst in ein Dorf, um ihren alten Vater zu besuchen; das Mädchen wurde aber gleich nach seiner Ankunft verhaftet. Erst nach vielem Bitten eines reichen orthodoxen Kaufmannes wurde dasselbe freigelassen, mußte jedoch gleich nach Simferopol zurückreisen. Das ganze Unglück der Juden liegt in dem häufigen Wechsel der Beamten, denn jeder neue Beamte eröffnet seinen Amtsantritt mit der Verfolgung der Juden, ohne dabei Gesetz und Menschlichkeit zu beachten. Nur reine Willkür spricht hier das große Wort, denn diese Peiniger wollen nur — Geld aus den Juden herauspressen.“ — Die alte Geschichte!

— Allgemeines Befremden erregt in Petersburg folgendes Lob, das der erz-antisemitische „Grashdanin" dem kürzlich entschlafenen Erzpriester Ljaschewitsch in Baranowka, Gouv. Volhinien spendet: weil der Verstorbene „sich sein ganzes Leben hindurch bemüht hat, alle gegen die Juden erhobenen Anschuldigungen zu entkräften und die orthodoxe Bevölkerung mit den Juden zu verbrüdern .... Er beeinflußte die orthodoxe Bevölkerung, sich gegen die Judenausweisungen auszusprechen, indem er von der Kanzel herab auf den Nutzen hinwies, welchen die Orthodoxen den ‚humanen und wohlthätigen Juden' zu verdanken hatten. Dieser Priester ist kürzlich gestorben, und an seinem Sarge trat die Verbrüderung der Juden mit den Orthodoxen deutlich zu Tage. Alle jüdischen Einwohner von Baranowka gaben dem Verstorbenen das Geleite zu seiner letzten Ruhestätte, und in der Synagoge wurde ein feierlicher Gottesdienst veranstaltet. Ljaschewitsch war ein wahrer Christ und Priester, der auf der Höhe seiner Aufgabe stand. Wollte Gott, daß alle seinem Beispiele folgen, denn nur in der nationalen und religiösen Duldsamkeit liegt das Glück der Völker."

— Das Ministerium des Innern hat im Einvernehmen mit der obersten Kriegsverwaltung die Ausweisung der Juden aus Wladiwostock beschlossen, und es handelt sich jetzt nur um die genaue Festsetzung des Zeitpunktes, an dem die Ausweisung ihren Anfang nehmen soll. Eine Petition, welche die Handelskammer von Wladiwostok um Belassung der Juden in dieser Stadt an das Ministerium des Innern gerichtet hatte, wurde vom Geheimrat Durnowo an die Kammer zurückgeschickt; die Klagen der orthodoxen Handelswelt über die Schäden, welche ihr aus der Ausweisung der Juden erwachsen würden, fanden keine Beachtung. Ebenso wurde der Bericht der Hafenkommission von Wladiwostock über den Aufschwung, welchen der Handel der Stadt seit der Niederlassung der Juden genommen hat, von Durnowo völlig ignoriert. Die Wladiwostoker Handelskammer hat jedoch beschlossen, eine Bittschrift an den Zaren um Belassung der Juden in der Hafenstadt zu richten. Auf den Ausgang dieser Angelegenheit ist man sehr gespannt.

— Infolge einer Beschwerde des russischen Tierschutzvereins hat das Ministerium nachstehende Vorschriften bezüglich des Schächtens erlassen: 1) das Vieh muß in der Weise hingelegt werden, daß ihm die beiden Vorderbeine und ein Hinterbein gefesselt und das freie Ende des Strickes angezogen wird; 2) jedes Tier ist sofort, nachdem es hingelegt, zu schlachten und 3) das Tier darf nur, nachdem es vollständig verblutet ist, gehäutet werden. — Da rennt das russ. Ministerium offene Thüren ein, denn so wird ja überall von den Schächtern verfahren.

— Die Beschäftigung jüdischer Arbeiter während der Erntezeit kommt bei den russischen Gutsbesitzern immer mehr in Aufnahme, und beide Teile haben hierbei Grund zu voller Zufriedenheit. Die Berichte über die Verhältnisse der jüdischen Landarbeiter, welche in jüdischen wie nichtjüdischen Blättern von Zeit zu Zeit veröffentlicht werden, konstatieren einmütig das beste Einvernehmen nicht allein zwischen den christlichen Arbeitgebern und ihren jüdischen Arbeitern, sondern auch — was viel mehr besagen will — zwischen den letzteren und ihren nichtjüdischen Kameraden.

— Zu der alljährlich in Nischni-Nowgorod stattfindenden Messe wurden die Juden bekanntlich infolge einer Fürbitte von zuständiger nicht jüdischer Seite zugelassen. Für das Jahr 1896 ist nun in Nischni-Nowgorod eine allrussische industrielle und landwirtschaftliche Ausstellung anberaumt und da wollten einige Judenfeinde die Ausschließung der Juden von der Teilnahme an dieser Ausstellung durchsetzen. Der Gouvernur von Nischni-Nowgorod berief daher eine Versammlung der orthodoxen Kaufleute und Aussteller ein, um über die Zulassung der Juden zur Ausstellung zu beraten. Die Versammlung beschloß in Rücksicht auf das stets korrekte Verhalten der jüdischen Kaufleute, einstimmig, die Juden zur Ausstellung zuzulassen.

— Der offizielle „Astrachanskij Wjestnik" publizierte neulich eine Kundmachung, wonach in Gemäßheit eines Auftrages des Ministeriums des Innern sämtliche Fischhändler im Transkaspigebiete sich schriftlich verpflichtet haben, die bei ihnen im Dienste stehenden Juden binnen vier Wochen zu entlassen.

* **Zur Einwanderungsfrage in England.** Die Juden Englands beschränken sich nicht, wie auf dem Kontinent irrtümlich geglaubt wird, auf London, sondern bilden mehrere Gemeinden, und neue Gemeinden sind stets im Bilden begriffen. So sind erst jüngst Gemeinden entstanden in Chester, Wrexham und Bangor in England, in Armagh, Londonderry, Dundalk und Waterfort auf Irland, und erst wieviele jüdische Gemeinden umfassen die englischen Kolonien! Allerdings sind es keine großen Gemeinden, denn wo nur wenige Juden zusammenkommen, ist ihr erstes, ein Bethaus zu schaffen, wie die ersten deutschen Kolonisten ein Wirtshaus errichten. In Salisbury in Maschanaland hat sich eine Gemeinde gebildet, die sich nach England um Funktionäre gewendet hat, und selbst in dem erst seit einem Jahre von England eroberten Matabeleland, in Buluwayo, der Residenz des entthronten Kaffernkönigs Lobengula, haben sich die daselbst befindlichen Juden als Gemeinde konstituiert und den Bau eines Gotteshauses beschlossen. Es bleiben also keineswegs sämtliche russische Juden, die nach England flüchten, in London, so daß von einer jüdischen „Invasion", wie sie die Konservativen in ihrer Agitation gegen die Einwanderung zeichneten, nicht die Rede sein kann. Es war dies allerdings nur ein Wahlmanöver. Zweifellos haben die Konservativen dadurch manche Stimme unter den Arbeitern gewonnen, die von der Einwanderung der Armen eine Herabdrückung der Löhne befürchten. Bei aller Schonung des jüdischen Gefühls, daß bei der in Rede stehenden Agitation nicht das Wort „Jude" gebraucht, sondern nur im allgemeinen von der Einwanderung „Armer" gesprochen wurde, waren doch nur die Juden darunter gemeint, und wenn ein solches Verbot Gesetzeskraft erlangte, würden in erster und letzter Linie nur die Juden dadurch leiden. Gott sei Dank ist es aber nach den Wahlen wieder still davon geworden, und die ganze Agitation scheint in Sand verlaufen zu sein, um nicht wieder auf die Oberfläche zu kommen, zumal gerade jetzt Veröffentlichungen erscheinen, welche nachweisen, daß die Industrien, die von den russisch-jüdischen Arbeitern betrieben werden, die Konkurrenz der einheimischen Arbeiter nicht nur nicht tangieren, indem diese Industrien bis jetzt in England ganz und gar nicht oder wenigstens nur in sehr geringem Maße betrieben wurden, sondern diese russisch-jüdischen Arbeiter noch eine Wohlthat für England sind, das die von ihnen erzeugten Produkte bis jetzt importieren mußte und sich jetzt darin vom Auslande emanzipieren kann. Und so ist zu hoffen, daß die russischen Flüchtlinge auch fernerhin an der Albionsküste frei aufatmen dürfen.

* St. **Aus Amerika.** Die Grenzscheide zwischen den Konfessionen, soweit die Unterstützung allgemeiner und wohlthätiger Institute in Frage kommt, wird immer lockerer. Seitens der Juden hier und in Deutschland finden wir sehr häufig in der Aussetzung von Legaten, daß die Testatoren keinen Unterschied gemacht sehen wollen in der Nutznießung derselben.*) Herr Jesse Seligman hat bekanntlich die meisten Wohlthätigkeitsanstalten New-Yorks in seinem Testamente bedacht, ohne Unterschied der Konfession. Nun wurde auch von Herrn James Seligman bekannt gegeben, daß Erzbischof Corrigan die Verteilung von 10,000 Dollar an verschiedene jüdische Wohltätigkeitsinstitutite aus dem Nachlasse des Herrn Eugen Pelly gut geheißen hat.

— Unter entsprechenden Feierlichkeiten wurde dieser Tage in Nr. 98 Scholes Str. der Grundstein für den zu erbauenden Tempel der Gemeinde Ahawath Schalom gelegt, welcher ein architektonisches Schaukästchen werden soll. Mit wahrem Feuereifer hatten die Beamten der verhältnismäßig kleinen Gemeinde die Sammlungen für den Baufonds betrieben, und aus dem Interesse, daß sich in der israelischen Kolonie für die Feierlichkeit kundgab, läßt sich schließen, daß das fromme Werk auch weitere Förderung erfährt und zum guten Ende geführt wird. Die Gemeinde hält zur Zeit ihren Gottesdienst in No. 78 Ten Eyck Str. Die neue Synagoge wird mit einem Kostenaufwand von 15,000 Doll. aufgeführt und soll bis Ende November fertiggestellt werden. Während vorn der Betsaal angelegt wird, wird der hintere Teil des Gebäudes Räumlichkeiten für die Sabbatschule enthalten, in der hebräischer und deutscher Unterricht erteilt wird. In Verbindung mit der Gemeinde stehen noch verschiedene Verbände, darunter ein florierender Frauen-Verein, welcher schon viel Gutes unter den Armen des Ghetto gestiftet hat.

* **Die Juden in Damaskus.** In Damaskus giebt es etwa 2000 Israeliten, wovon mehr als 1500 Handwerker sind. Die meisten sind Baumwollen- und Seiden-Weber. Auch sind die Maurer, Zimmerleute, Färber und Goldarbeiter vielfach unter ihnen vertreten. Erwähnenswert ist noch, daß die herrlichen Ziselier-Arbeiten, welche wir auf den damaszenischen Stahlwaren bewundern, fast ausschließlich von jüdischen Meistern herrühren, welche es darin zu einer außerordentlichen Fertigkeit gebracht haben. Der jüdische Handwerker ist immer fleißig und intelligent. Er arbeitet den ganzen langen Tag, oft noch die halbe Nacht hindurch, um sich redlich durch die Welt zu schlagen. Seine Rastzeit übersteigt nie fünfzehn Minuten. Arbeitend verzehrt er sein mehr als frugales Mahl, bestehend aus einem Stück Brot. Da er sehr fromm ist, setzt er die Arbeit natürlich während der Gebetstunde aus. Und bei 12stündigem, täglichem Ringen um's Dasein verdient er kaum so viel, um mit den Seinen das Leben zu fristen. Gemeinhin bringt er es täglich auf kaum einen Franc, selten auf anderthalb und fast nie auf zwei Francs. Ja, viele Familien müssen auch mit einem Tagelohn von 50—60 Cent. auskommen. Mit 200 bis 300 Fr. jährlich gilt es, Wohnungsmiete, Speise und Trank, Kleidung 2c. zu bestreiten, und das in einem Lande, wo die Familien fast durchweg sehr zahlreich sind. Oft hat so ein armer jüdischer Schuster außer zahlreichen Kindern noch die alten Eltern zu ernähren. Und es geht, weil es eben gehen muß. Natürlich arbeitet die Frau mit. Aber das geschieht nur im eigenen Hause, niemals auswärts. Für das Nähen eines ganzen Anzuges zahlt man ihnen oft nur 20 Cent.! Das gilt besonders von den Uniformen, die sie für das Militär anfertigen. Erfreulich ist die hohe Sittsamkeit dieser Frauen. Es kommt nie vor, daß sie sich etwa aus bitterer Not wegwerfen. In keinem der zahlreichen Tingeltangel 2c. begegnet man einer Jüdin. In einem Lande, wo der Müßiggang allgemein geworden, will das etwas sagen. Besonders bemerkenswert ist aber die Thatsache, daß die Juden in Damaskus vorwiegend von ihrer Hände Arbeit leben.

Der König von **Korea**, Li-hui, der heute, Dank dem großartigen Siegen Japans, nicht mehr Vasall des Kaisers von China, sondern ein unabhängiger Fürst ist, hat auf Anraten der japanischen Regierung eine Proklamation erlassen, in der er volle Glaubensfreiheit verkündet. Bisher konnten sich in Korea nur solche Fremde ansiedeln, welche sich von ehren betreffenden Konsuln daselbst die Erlaubnis dazu von der dortigen Regierung verschafft hatten. So kam es, daß in diesem Königreiche, das größer als Italien ist und nahezu zehn Millionen Einwohner hat, nur ein einziger Jude, ein gewisser Isak Steinbeck, geduldet wurde, und zwar, weil ihm der deutsche Konsul die Erlaubnis dazu erwirkt hatte. Eine solche Erlaubnis ist aber von nun an überflüssig. Dies haben sich schon zwei jüdische Familien, die in einem Dorfe unweit des Baikalsees in Sibirien eine große Spiritusfabrik besaßen, die aber im vorigen Sommer von den russischen Behörden ausgewiesen worden sind und nun den vergangenen Winter in der Hafenstadt Wladiwostock verbracht haben, zu Nutze gemacht und sind nach der koreanischen Hafenstadt Gen-zan übergesiedelt, wo ihnen die Behörde ohne weiters gestatteten, ans Land zu gehen. Andere jüd. Familien in Wladiwostok gedenken gleichfalls nach Korea auszuwandern, wo sich ihnen infolge der Eröffnung dieses Landes für den europäischen Handel ein großes und auch reiches Gebiet eröffnet.

Hier und dort.

— Personalien. Versetzt ist Herr Masur von Kiel an die Bne Berith-Gemeinde in Berlin. — Am 27. vor. M. feierte Herr Salomon Köttner, 2. Kantor der Gemeinde an der Potsdamer Brücke in Berlin, seinen 80. Geburtstag, verbunden mit seinem 50jährigen Amtsjubiläum. Aus diesem Anlaß wurden dem verdienten Beamten viele Ovationen dargebracht. — Der Vorstand der Synagoge an der Potsdamer Brücke in Berlin hat den Herrn Alexander Weinbaum zum Chordirigenten des neu gebildeten Synagogenchors ernannt, der am letzten Freitag Abend, zum ersten Male in Thätigkeit trat.

— Vor längerer Zeit hat der antisemitische Verlag von F. W. Glöß in Dresden einen politischen Bilderbogen (Nr. 10) veröffentlicht, betitelt „Die Juden in Friedrichsruh", auf dessen Rückseite eine fingierte antisemitische Rede des Fürsten abgedruckt war. Dieses Produkt antisemitischen Blödsinns tischt die „Neue bayr. Landesztg." zu Würzburg ihren Lesern als echt (!) auf unter dem Titel „Die Juden bei Bismarck" (17. und 19. August). — Was soll man dazu sagen?!

— Aus Anlaß der bevorstehenden ernsten Feiertage möchten wir die Aufmerksamkeit unserer Leser, „Laien" wie Fachmänner, auf ein gutes Buch lenken: auf den von Alb. Katz übersetzten und bearbeiteten „wahren Talmudjuden". Das Buch ersetzt dem Prediger, der seine Reden, wie es sich gehört, mit talmudischen Zitaten würzt, eine ganze Bibliothek und gewährt jedem Israeliten einen Einblick in die Sittenlehre des von vielen geschmähten und von wenigen gekannten Talmud. Der Verleger hat auf unser Ersuchen für die Leser unseres Blattes den Preis des Buches um 25% herabgesetzt.

---

*) Wir in Deutschland finden nur wenig Gegenliebe. So ist dieser Tage einem in Marienburg zu gründenden Bürgerhospital ausdrücklich der konfessionelle evangelische Charakter zugesprochen worden. Red.

— Die Synagoge in Schneidemühl ist in den letzten Jahren schon wiederholt bestohlen worden. In der Nacht zum 30. August wurde derselben abermals von Dieben ein Besuch abgestattet. Auch diesmal war es, wie immer, auf das Geld in den Opferkästen abgesehen, doch waren diese so versichert, daß es selbst mit einer eisernen Stange, welche d.r Dieb von einem Leuchter in der Synagoge abgebrochen hatte, nicht gelang, sie zu öffnen. Der Dieb zog es daher vor, wieder durch das erbrochene Fenster den Weg ins Freie zu nehmen. Auf die Ermittelung des Diebes ist eine Belohnung gesetzt. g.

— Vor dem Provinzialmuseum (ehemaliges Generalkommando) in Posen sind seit kurzem rechts vom Eingange zwei Grabsteine aufgestellt, die für uns von besonderem Interesse sind. Sie befanden sich nämlich früher auf dem jüdischen Friedhofe an der Breslauer Chaussee, als der letztere nach dem großen Brande, der die Stadt Posen im Jahre 1803 betroffen hatte, dahin verlegt worden war. Der älteste jüdische Friedhof in Posen lag in der Ladenstraße in der Gegend des heutigen Stadttheaters, und hier waren die Steine ursprünglich aufgestellt. Letztere, sog. skandinavische Findlingsblöcke aus rötlichem Granit, weisen in hebräischer Sprache Inschriften auf, die natürlich größtenteils verwittert sind, und deren Entzifferung sowie Auffrischung Herrn Rabbiner Dr. Bloch zu verdanken ist. Danach war der eine Stein dem ehemaligen Ober-Rabbiner von Groß-Polen, dem berühmten Talmudisten Mordechai Jaffe gesetzt, der 1612 starb, der andere dem 1759 verstorbenen Rabbi Abraham Mendel. Hoffentlich gelingt es, beiden Steinen später Platz in einer gedeckten Halle zu schaffen, um sie vor vollständiger Verwitterung zu schützen.

— In Kröffelbach (Kreis Wetzlar) fand jüngst unter großer Beteiligung der Landbevölkerung die Einweihung einer bescheidenen Synagoge statt, deren Bau die aus nur acht Familien bestehende Gemeinde mit großen Opfern ermöglicht hat. Die Festpredigt hielt Bez.-Rabb. Dr. Landau aus Weilburg. Bemerkenswert gerade in unserer Zeit ist der Umstand, daß nicht nur der Großherzog von Luxemburg (Herzog von Nassau), sondern auch die politischen Gemeinden Brandoberndorf, Kröffelbach, Kraftsolms, auf die sich die Gemeinde verteilt, mit ansehnlichen Beiträgen an der Spitze der Sammelliste stehen. a.

— Die höheren Schulen in Elsaß-Lothringen wurden am 1. November 1894 von 8462 Schülern besucht, von welchen 790 (9,4 pCt.) Israeliten, 30 weniger als im Vorjahre. Die öffentlichen höheren Schulen zählten an demselben Tage 6320 Schüler, darunter 693 (10,9 pCt.) Israeliten (24 oder 0,3 pCt. der Gesamtzahl weniger als im Vorjahre). Die nicht öffentlichen Schulen wurden an demselben Tage von 2142 Schülern besucht, darunter 97 Israeliten, 6 weniger als im Vorjahr. In dem Lehrpersonal sind unter 26 Direktoren kein Jude, unter 268 Oberlehrern 8, unter 49 wissenschaftlichen Hilfslehrern und Probekandidaten 2 Israeliten, unter 75 seminaristisch vorgebildeten Lehrern kein Jude. Mit Erteilung von Religionsunterricht sind im Nebenamte 23 Israeliten beauftragt.

— Am 27. August ist Frau Paula Frankl v. Hochwart, die Witwe des Dichters Ludwig August Frankl, in Wien gestorben.

— Den Rubinstein-Preis für Klavierspiel (5000 Frks.) hat ein junger Russe, Lhévinne aus Moskau, in Paris erhalten. Der junge Künstler, auf den seiner Zeit Rubinstein bereits aufmerksam machte, ist ein Schüler Safonoff's, des Direktors des Moskauer Konservatoriums, und wird in diesem Winter in Berlin konzertieren. — Wir begehen keine Indiskretion, wenn wir verraten, daß der jugendliche Meister prosaisch nicht anders heißt, als der Redakteur dieses Blattes.

— Der einzige antisemitische Deputierte in Frankreich, D'Hugues, der als Kandidat bei den letzten Generalrats-Wahlen aufgestellt war, wurde besiegt. An seiner statt wurde der bekannte jüdische Deputierte Joseph Rainach mit einer großen Majorität gewählt. — Was soll nun aus der „heiligen Sache" werden?!

— Am 7. und 8. d. M. wird in Leeds (England) eine Konferenz behufs Gründung einer Vereinigung sämtlicher jüdischen Schneidervereine (Jewish tailors trades unions) im vereinigten Königreich tagen. Zum ersten Male werden hier Vertreter der nur aus Juden und zwar nur aus ausländischen Juden bestehenden Vereine zusammentreten, um durch Selbsthilfe ihr Los zu verbessern. Man kann es nur billigen, wenn die eingewanderten Juden verlangen, denselben Lohn zu erhalten, wie die einheimischen englischen Arbeiter für die gleiche Arbeit, und sich einer Ausbeutung ihrer Arbeitskraft entgegensetzen, der sie oft nur verfallen, weil ihnen Sprache und Sitte ihres neuen Aufenthaltes fremd sind. An der Konferenz werden ca. 30 Delegierte teilnehmen.

Brief- und Fragekasten.

☞ Die aus allen Teilen des Reiches empfangenen Berichte über die in den Synagogen veranstalteten Sedan-Festgottesdienste können wir nicht veröffentlichen, da ihnen ein nur lokales Interesse innewohnt und das ganze auf eine Anhäufung von Namen und Daten hinauskommen würde.

Die Redaktion.

Hrn. J. Sch., hier. Wie Sie sehen, ist Abhilfe geschaffen.

„Malkiel", hier. Nochmals: Einsendungen, deren Verfasser auch uns gegenüber anonym bleiben, wandern in den Papierkorb.

Antwort an M. A. in H.

ככר	מנה	שקל	שקל	גרה	איסר	פרוטה	Als Gewicht Kg.	Als Gewicht Gr.	Als Münze Mk.	Als Münze Pf.
2	60	1500		36000			21	510	—	—
	1	25	50	600	2400	14400	—	358.5	65	—
		1	2	24	96	576	—	14.34	2	60
			1	12	48	288	—	—	1	30
				1	4	24	—	0.5975	—	11
					1	6	—	—	—	3.25
						1	—	—	—	0.54

Wochen-	Sept. 1895.	Elul. 5655.	Kalender.
Freitag . . .	6	17	(Sabb.-Anf. 6,35)
Sonnabend . .	7	18	כי תבא (S. Ausg. 7,20).
Sonntag . . .	8	19	
Montag . . .	9	20	
Dienstag . . .	10	21	
Mittwoch . .	11	22	
Donnerstag . .	12	23	
Freitag . . .	13	24	

Herzliche Bitte.

Sechs Jahre sind verflossen, seitdem unser Verein, der die Aufgabe hat, für die rituelle Verpflegung der jüdischen Epileptiker in der Anstalt Carlshof bei Rastenburg Sorge zu tragen, ins Leben gerufen ist. Dank den edlen und wohlthätigen Glaubensgenossen, die uns mit reichlichen Spenden zur Seite standen, ist es uns gelungen, bis zu dem heutigen Tage unserer heiligen Aufgabe nachzukommen. Auch im verflossenen Jahre, obwohl der Besuch des Gottesdienstes seitens der Kranken sehr rege gewesen ist, war es möglich, sie stets mit koscheren, ihnen zuträglichen Speisen und Getränken zu versorgen.

Im übrigen haben wir im verflossenen Jahre, ebenso wie in den Vorjahren, im Sinne und nach dem letzten Wunsche des Begründers des Vereins, Herrn Meyer Levy ז"ל gehandelt.

Von den jüdischen Epileptikern im verflossenen Jahre ein Knabe ausgeschieden, dagegen sind zwei Erwachsene hinzugekommen, so daß die Zahl der Kranken um eine Person gewachsen ist.

Um unsere heilige Pflicht auch fernerhin erfüllen zu können, sind wir genötigt, verehrte Brüder und Schwestern, Eure Wohltätigkeit in Anspruch zu nehmen. Die heiligen Feste stehen vor der Thür; mit unserm Kassenbestand geht es zur Neige. Helfet uns, theure Glaubensgenossen! Steht uns bei, damit wir in den Stand gesetzt werden, auch fernerhin für die geistige und körperliche Pflege der Kranken sorgen zu können.

Spenden nimmt das mitunterzeichnete Vorstandsmitglied der hiesigen Synagogengemeinde, Herr Moritz Meyer, entgegen und wird über den Empfang öffentlich quittiert.

Rastenburg, im Ellul 5655. / Sept. 1895.

Das Komite: סומך חולי נופלים

Moritz Meyer, Vorsteher der Synagogen-Gemeinde.

H. Czarlinski, Vorsteher der Chewra Kadischa.

A. Davidsohn, Kultusbeamter.

Jüdische Gemeinde.

Gottesdienst.

Freitag, den 6. September in allen Synagogen, Abends 6¾ Uhr.

Sonnabend, den 7. September in der alten Synagoge Morgens 8½ Uhr, in den übrigen Synag. Morgens 9 Uhr.

Predigten: Vorm. 10 Uhr: Kaiserstr.-Synag. Hr. Rabb. Dr. Maybaum.

Jugendgottesdienst Nachm. 4 Uhr: Lindenstr.-Synag. Hr. Rabb. Dr. Rosenzweig.

Abendgottesdienst 7¼ Uhr.

Gottesdienst an den Wochentagen: in allen Synag. Morg. 6½ u. Abends 6 Uhr.

Vakanzenliste.

Kiel. Per sof. semin. geb. Rl., Kl., Sch. Fix. 1500 Mk.

Kosel (Oberschl.). Zum 1. 10. 2. Beamter (Sch., K., Kore). Fix. 1200 Mk., fr. Wohn. u. Nbk.

Norden (Ostfriesl.). Zum 1. 5. 96. Synagogendien., Hilfssch., Schuldien. Eink. 800 Mk. u. fr. Wohn. Nebenbesch. auß. Schlächterei gest.

Quittungsleistung II.

Für den leidenden Kollegen ging bei Unterzeichnetem folgende Spende ein: Durch Hrn. B. Seegall, Kobylagora b. Schildberg, einges. Frau Seraphine Elbogen, Breslau 12 Mk.

Um weitere Spenden bittet

H. S. Gelbart, Magdeburg.

Wissenschaftl. Vereinigung jüd. Schulmänner in Berlin.

Die nächste Sitzung unseres Vereins findet **Sonnabend, den 7. Sept.,** abends $8\frac{1}{2}$ Uhr im Vereinslokal, Münchener Hof, Spandauerstr. 11/13 statt.

Der Vorstand.

Verantwortlicher Redakteur: A. Levin in Berlin. — Druck von E. Wertheim, Berlin NW 7, Friedrichstr. 94.